Landes-
bibliothek
Coburg

D III 11

1816.

5

Coburger Landes-Bücherei

Prinz Gelbschnabel.

Ein

Mährchen

aus Gottliebs Papieren.

Herausgegeben

von

Friedrich Laun.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1802.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Der
heilige Dreikönigsabend,
oder:
Wie ich dahinter kam, daß der Gottlieb seine Papiere so gut als ein Andrer hat.

Der
heilige Dreikönigsabend.

Das erste Kapitel.

Ich kann wohl sagen, daß ich's Abends zuweilen für mein Leben gerne sehe, wenn wir, meine Luise und ich, uns einander den Rücken zukehren. Und das allemal, wenn wir uns recht ausnehmend gut sind, und doch Arbeiten vor uns haben, von denen wir nicht gern abgehalten seyn möchten. Nun könnten wir zwar bei solchen Gelegenheiten freilich ein jedes in seiner Stube sitzen bleiben und die Arbeiten dort

verrichten. Da es indessen nun einmal eingeführt ist, daß ich Abends, sobald die Kinder zu Bette sind, in der Luise ihre Stube komme, und da arbeite, so haben wir unsere Tische, ich meinen an der rechten Wand, und meine Frau ihren grade gegenüber an der linken Wand, und so stehen, daß wir einander mit keinem Blikke ansehn können.

Das zweite Kapitel.

Es ist mir auch wirklich schon mitunter, wenn ich vor dem Tische saß, ganz vortrefflich gelungen, und ich habe mich so in meine Sachen hineingearbeitet, daß ich keinen Gedanken mehr hatte, an meine Luise, die hinter mir auf dem Stuhle saß, und keinen Gedanken an meine Verheirathung überhaupt. Nur mußte die Luise dann in der ersten Viertelstunde recht ruhig

gesessen haben. Hustet sie aber da ein Paar Mal, oder läßt sie ein Paar Mal die Scheere herunter fallen, und dergleichen, so will mir meine Arbeit schlechterdings nicht aus dem Kopfe heraus, und nicht von den Händen gehen, und ich stehe am Ende gemeiniglich auf, lege meine Bücher oder meine Papiere zusammen, und frage die Luise, ob ihr etwas auf der Brust sitze, oder ob es mit ihren Arbeiten ebenfalls nicht fortwolle? und dergleichen. Was sie mir nun aber auch darauf antworten mag, so hält es doch allemal überaus schwer, ehe sie mich zurück an meinen Tisch bringen kann.

Das dritte Kapitel.

Und grade am letzten heiligen Dreikönigsabende kehrten wir einander wieder so den Rücken zu, und hätten das um so län-

ger thun können, weil die Kinder, um eine ganze halbe Stunde zeitiger als sonst, zu Bette geschafft worden waren. Wir hatten auch alle Beide sehr nothwendig zu thun. Denn schon vor vielen Monaten hatte ich's meinen Freunden und Bekannten gesagt, daß ich nächstens ein Mährchen schreiben würde, welches Prinz Gelbschnabel heißen sollte; und wenn ich seit der Zeit darnach gefragt worden war, hatte ich allemal gestehen müssen, daß ich den Anfang dazu noch gar nicht recht finden könnte.

Weil nun aber einige von diesen Freunden und Bekannten die Sache weiter erzählten, so hatten nach und nach eine Menge Menschen von dem Prinz Gelbschnabel erfahren, so daß sogar der Gottlieb schon einmal ganz erhitzt zu mir heraufgekommen war, und mich zur Rede gestellt hatte: warum ich denn den Leuten

mit dem Gelbschnabel lügenhafte Dinge in den Kopf setzte? —

Das vierte Kapitel.

„Lügenhafte?" fragte ich ihn; „will „ich denn etwa keinen schreiben?"

„Ja, schreiben!" erwiederte er; „aber „wenn? Wenn meine Leihbibliothek dar„über allen Kredit verloren hat! Was ich „mich eben wieder habe ärgern müssen! „Hundertmal mehr als dein einfältiger „Gelbschnabel werth seyn wird, wenn er „zu Stande gekommen ist!"

„Wie so, Gottlieb?"

„I, wie so! — Da tritt vorhin ein „Hofmeister herein, und will das Buch „Prinz Gelbschnabel haben. Wie ich ihm „denn nun sage, daß es gar noch nicht ein„mal geschrieben ist, so spricht er: er wüßte „das besser; es wäre wohl geschrieben, und

„er kennte mehrere Leute, die es schon ge-
„lesen hätten. Aber so ginge es gemeinig-
„lich: die Bücher, nach denen er in mei-
„ner Bibliothek fragte, bekäme er nicht.
„Und wenn das nicht ganz anders würde,
„so wollte er allen seinen guten Freun-
„den sagen, was für kahle Entschuldigun-
„gen ich machte, um die neuherausgekom-
„menen Bücher nur nicht anschaffen zu
„dürfen, und ich sollte schon sehen, welche
„Folgen das haben könnte. Gelbschna-
„bel! rief er aus; was das gleich für ein
„moralischer Titel ist! Ganz gewiß ein
„Buch, ausdrücklich für junge naseweise
„Menschen geschrieben, wie ich welche un-
„ter meiner Zucht habe!"

„Nun, Gottlieb," fiel ich ein, „sag-
„test Du ihm denn da nicht gleich, daß
„ich in meinem ganzen Leben kein Buch
„für naseweise Menschen schreiben würde,

„möchten diese Menschen nun jung oder „alt seyn?"

Das fünfte Kapitel.

„Ach, sagen!" erwiederte Gottlieb. „Da hilft das Sagen eben, wenn einer „auf Niemanden hört, als auf sich sel- „ber, und immer fort redet, als ob er „der einzige Mensch auf Gottes Erdboden „wäre, der das Reden gelernt hätte! Er „steht richtig noch unten, der Hofmeister, „und redet so fort, und ich bitte Dich nur, „komm mit, und versichre ihn, wenn er „ja einmal ein Bischen aufhören sollte zu „reden, daß das Buch noch gar nicht ge- „schrieben ist."

„Das will ich Dir wohl zu Gefallen „thun, Gottlieb," sagte ich darauf, und ging mit ihm hinunter.

Es traf sich auch wirklich so gut, daß

der Hofmeister grade zu reden aufhörte, wie ich in die Leihbibliothek hineintrat. Und da stürmte ich denn, ehe er wieder anfangen konnte, gleich mit den Worten auf ihn ein, daß ich der Verfasser des Buchs, nach dem er sich erkundigt hätte, erst künftig einmal werden würde, und daß es vor der Hand noch kein Mensch, weder gedruckt noch im Manuskript, gelesen hätte, ich selber nicht einmal, welches doch viel sagen wollte. Auf Naseweise aber, wie er sich zu schmeicheln schiene, könnte ich bei dem ganzen Buche nicht allzugroße Rücksicht nehmen.

Das alles ließ sich indessen der Hofmeister zu einem Ohre hinein und zu dem andern wieder herausgehen, und behauptete, daß das eine neue und recht verruchte Ausflucht von dem Gottlieb wäre, mich für den Verfasser des Buches auszugeben.

Ich sähe ihm grade danach aus, wie ein Buch schreiben, das Prinz Gelbschnabel hieße! Wo mich der Gottlieb aufgerafft hätte, das könnte er freilich nicht wissen, aber davon wäre er überzeugt, daß von mir nicht einmal der spitzfindige Titel Prinz Gelbschnabel herrührte, geschweige ein solches Buch.

Das sechste Kapitel.

Wie ich nun hierauf meine Einwendungen machen wollte, merkte ich wohl, daß Gottlieb wirklich Recht hatte, als er meinte, daß an solche Hofmeister gar keine Belehrung zu bringen wäre. Daher schlich ich mich ganz leise und mit dem festen Vorsatze aus der Leihbibliothek hinaus, daß ich dem Gottlieb dergleichen Auftritte ersparen, und wirklich an dem Gelbschnabel anfangen wollte.

Demohngeachtet konnte ich lange nachher immer noch nicht dazu kommen, so daß der Gottlieb endlich zu mir sagte: „So erzähle mir das Mährchen nur wenigstens, damit ich den Leuten, die danach fragen, ein Bischen davon wieder erzählen kann.“ Das that ich denn mehr als Einmal. Ich that es auch herzlich gerne, und war froh, daß er seit einem Monate die Delikatesse hatte, mich mit seinem Gequäle um den Gelbschnabel ganz zu verschonen.

Am letzten heiligen Dreikönigsabende aber schlug mir das Gewissen doch. Denn ich dachte mir den ganzen Gottlieb, und was für Mühe und Arbeit ihm die Delikatesse kosten müßte. Und wie das geschehen war, rief ich aus: „Nein, es ist nicht erlaubt, und ich will gewiß alle Verhinderungen auf die Seite schieben.“ Da jedoch in meiner Stube grade das Feuer ausge-

gangen war, so kam ich zur Luise, und sagte zu ihr: „Mache nur, daß die Kinder „zu Bette kommen; denn bei mir drüben „ist's kalt, und ich muß heute noch den „Prinz Gelbschnabel anfangen."

Und bloß weil ich das wollte, hatte ich mich auch, wie die Kinder fortgeschafft waren, an den Tisch gesetzt, und meiner Luise den Rücken zugekehrt.

Das siebente Kapitel.

Daß aber meine Luise mir ebenfalls den Rücken zukehrte, das schrieb sich beinahe von einer noch wichtigern Ursache her. Wie sie nämlich vor ein Paar Tagen von einem Besuche nach Hause kam, sagte sie mir, daß sie ausserordentlich beschämt worden wäre.

„I, wie denn so?" fragte ich.

Darauf antwortete sie: „Wir waren

„unser sechs Frauenzimmer beisammen, „und da wurde denn erst von den Moden „im Anzuge etwas gesprochen, wobei ich „noch ganz leidlich durchkam, weil ich zu „dem und jenem mein Wörtchen ebenfalls „geben konnte. Das Gespräch dauerte „aber nicht lange, so sah mich die eine „recht freundlich an, und sprach von Dei„nen Büchern, und meinte, daß sie ihr „recht wohl gefielen. Und sie hatte das „Wort kaum heraus, so fielen die andern „viere auch gleich mit ein, und sagten, „daß sie Deine Bücher vorzüglich gerne „läsen."

Das achte Kapitel.

„Nun," unterbrach ich meine Luise, „darüber nennst Du Dich beschämt? Das „ist ja eine erstaunlich große Ehre, nicht „nur für mich, sondern auch für Dich

selber

„selber. Denn wenn Du nicht gewesen „wärest, so wäre vielleicht noch kein einzi„ges von all' den Bücherchen zu Stande „gekommen!"

„Ja, höre nur einmal an, mein gu„ter Laun, es war mit dem Beifalle, wie „es war. Wenn man so dabei sitzt, frei„lich; aber — Es kam mir auch wirklich „vor, als ob es einer oder der andern recht „sauer würde, Deine Bücher mit zu lo„ben. Doch das hätte mich alles noch „nicht beschämt!"

„Das noch nicht, Luise? Du erschreckst „mich ja ordentlicher Weise. Sage doch „geschwind, was denn sonst?"

Da fuhr nun die Luise fort: „Hierauf „wurde von der Komödie gesprochen, und „bedauert, daß fast gar keine neue Stücke „gespielt würden."

„Nun," fiel ich ein, „haben denn

„Deine Damen die Jungfrau von Or-
„leans ganz vergessen? Die hätten sie sich
„ja wohl wenigstens für sechs oder zwölf
„neue Stücke anrechnen können!"

„Nein, nein," erwiederte meine Frau; „sie vergaßen sie nicht, und erho-
„ben sie auch bis in den Himmel. Das
„gefiel mir denn, weil ich sie, wie Du
„weißt, mehr als Einmal gelesen habe,
„und mithin mein Wort und mein herzli-
„ches Lob dazu geben konnte."

„Die Jungfrau von Orleans also," unterbrach ich sie wieder, „die lobten sie
„hübsch ordentlich, Luise? Nun, das
„gefällt mir recht sehr von Deinen
„Damen!"

Das neunte Kapitel.

„Ja," sprach die Luise ganz kleinlaut,
„wie sie aber mit dem Lobe fertig waren,

„sagte die Eine: Nur das begreife ich „gar nicht, daß ein Mann, wie Schiller, „in unsrer aufgeklärten Zeit ein Gespenst „auf's Theater hat bringen können! Es „ist ja, als wenn man uns, nachdem wir „uns mit Mühe und Noth von den alten „Vorurtheilen losgemacht haben, auf's „neue darein verwickeln wollte."

„Ja," fiel die Zweite ein, „und auch „das Wahrsagen in dem Stücke, was „soll das? Welcher vernünftige Mensch „kann bei dergleichen Dingen in eine ge- „hörige Illusion hineinkommen? So 'was „ist ja kaum auszuhalten!"

„Freilich," sagte die Dritte, „wenn ich „etwas zu sagen hätte, so müßte das „Stück noch ganz anders für's Theater „umgearbeitet werden, als es hier in „Dresden geschehen ist. Prophezeien „dürfte mir das Mädchen schlechterdings

„nicht; denn das ist 'was Unnatürliches.
„In dem Buche, ja, da möchte ich's noch
„passiren lassen, weil man dort die Unna-
„türlichkeit nicht so vor den Augen selbst
„hat. Doch auf dem Theater? nein!
„Das Ganze müßte hier auf eine vernünf-
„tige und natürliche Intrigue hinausge-
„führt werden."

„Ach, wenn wir aufrichtig seyn wol-
„len," sprach die Vierte, „so bringt der
„gute Schiller noch mehr Unnatürlichkeiten
„zum Vorschein. Gestehen Sie mir's nur
„alle zu, daß das Unempfindliche in dem
„Charakter der Heldin ganz gegen alle
„Weiblichkeit streitet, und daß man's eine
„wahre romanhafte Ziererei nennen kann,
„wenn sie mit ihrer Liebe bis auf den Lio-
„nel warten muß! Gestehen Sie mir's
„einmal insgesammt zu."

„Und alle machten hierauf eine beja-
„hende Bewegung."

Das zehnte Kapitel.

„Lassen Sie uns doch," rief hierauf die „Fünfte, „lassen Sie uns von der ganzen „Jungfrau abbrechen. Denn sobald es „uns um die reine Wahrheit zu thun ist, „so müssen wir sprechen, daß sie keinen „natürlichen Blutstropfen in sich hat. „Von der Musik, die das eine Mal ihre „Rede begleitet, will ich schweigen, weil „das die Grenzen des Erlaubten völlig „übertreten heißt. Aber die Verse muß ich „doch erwähnen, die durch das ganze „Stück gehen. Welcher vernünftige „Mensch spricht wohl in Versen? Würde „so etwas nicht ganz affektirt herauskom„men? Und das Theater soll doch ein Spie„gel unserer Sitten seyn! Wie widersinnig „also! Und dann von dem Zwecke der gan„zen Sache. Denn als vernünftige We-

„sen müssen wir doch auf den guten Zweck „zu allererst sehen. Wozu nützt wohl das „ganze Stück und die Vernachlässigung „aller Häuslichkeit darin? Ist nur ein „einziger Wink zu sehen, wie einer ein „musterhafter Gatte, oder wie man eine „rechtschaffne Frau und Mutter werden „kann?"

Das elfte Kapitel.

„Die Mamsell aber, welche dieses „sagte," erzählte meine Luise weiter, „ließ eben, wie sie bis dahin gekommen „war, ihren Blick auf mich fallen, und „weil ich gar nicht wie die Andern ihr zu„nickte, sondern bloß ganz blutroth aus„sehen mochte, und meine Augen vor ihr „niederschlug,. sagte sie in einem etwas „betretenen Tone: Doch von etwas An„derm, meine lieben Freundinnen. Ich be=

„merke ohnehin, daß Madam Laun hier
„in dieser Sache gar nicht mit uns gleich
„zu denken scheint, und daß sie uns, seit-
„dem wir einige Kleinigkeiten an dem
„Stücke aussetzen, noch das erste Wort
„schuldig ist. Ich muß auch wirklich ein-
„gestehen, daß man selbst in der Jung-
„frau von Orleans manches Lehrreiche fin-
„det, wenn man seinen Verstand recht
„zusammen nimmt, und daß ich mich in
„Ansehung der Verse wohl geirrt haben
„kann. Vielleicht liegt die Schuld ganz
„allein an meinen Ohren, wenn sie mir
„nicht recht zusagen wollen. Kann man
„doch ebenfalls nicht läugnen, daß die
„meisten von den Schauspielern bei der
„Aufführung alle mögliche Kunst anwen-
„deten, um den Versen das Versartige
„wieder zu benehmen. Und künftig wer-
„den sie's darin gewiß noch viel weiter

„bringen, das bin ich vollkommen über„zeugt. Darauf hat auch der große Schil„ler zuverlässig gerechnet. Es ist doch wirk„lich ein gar vortrefflicher Dichter, der „Schiller, und den Ihr Herr Gemahl zu „schätzen weiß, Madam Laun, wie mir „grade jetzt einfällt. Denn die schöne „Stelle in dem Manne auf Freiers-Füßen, „wo von Schillers Lied an die Freude die „Rede ist, die, sieht man, ist Ihrem Herrn „Gemahl gewiß recht vom Herzen gegan„gen, weil sie außerdem ganz positiv nicht „wieder so zu dem Herzen gehen würde. „Ja, ich, für meine Person, muß ganz „damit übereinstimmen, daß der Schiller „ein außerordentlicher Mensch ist, den „man in Deutschland noch lange nicht so „verehrt, wie man wohl sollte."

„O, ein göttlicher Mensch!" rief eine zweite; „und die Jungfrau von Orleans

„ist und bleibt bei ihren kleinen Flecken,
„dennoch ein ganz herrliches Meisterstück."

„Natürlicher Weise!" sprach noch eine,
„und die Andern kamen darin überein,
„daß ein jedes Meisterstück seine kleinen
„Flecken haben müsse, und daß es sonst
„gar kein Meisterstück seyn könne."

Das zwölfte Kapitel.

„Nun genug davon, Luise," rief ich,
„genug! Man merkt Dir's wirklich schon
„an, daß Du Dich im Erzählen manch-
„mal von meiner und Gevatter Gottliebs
„Weitläuftigkeit verführen lässest. Denn
„sonst, wahrhaftig, sonst hättest Du mir
„alle diese Urtheile nicht so haarklein wie-
„der erzählt, ja vielleicht bloß gesagt, daß
„in Deiner Gesellschaft die Jungfrau von
„Orleans erst von oben heruntergerissen,
„und dann von unten wieder mühsam hin-

„aufgeschleppt worden wäre. Indessen „ich kann mir's doch, da Du so ausführ„lich gewesen bist, noch besser denken, „wie beschämt Du in der Gesellschaft da„gesessen haben magst."

„Ach," sagte die Luise, „wenn das „die einzige Beschämung gewesen wäre!"

„Also noch eine andre?" fragte ich, und erschrak immer mehr und mehr.

Das dreizehnte Kapitel.

„Wohl!" fuhr meine Luise fort. „Denke nur einmal, Laun! kaum waren „sie mit der Jungfrau fertig geworden, „so sagte die eine Dame, daß sie eben erst „ein Buch gelesen hätte, welches, mit „allem möglichen Respekt vor Schillern, „doch auch nicht zu verachten wäre."

„So, Luise? — wie hieß denn das „Buch?"

„Es hieß — es hieß — ich will die „Wahl haben, ob der große oder der kleine „Teufel, aber einer von beiden war's ge= „wiß; und das wurde von allen gelobt, „nur von mir nicht. Hierauf kamen noch „ein Paar Dutzend Bücher an die Reihe, „welche ebenfalls überaus schön seyn soll= „ten; aber, lieber Himmel! wer wieder „nicht mitsprechen konnte, das war ich. „Endlich fiel die Sache auf, und man „fragte mich, ob mir etwas fehlte, und „warum ich so zurückhaltend mit meinem „Urtheile wäre? Da gestand ich denn, „daß ich alle diese Bücher jetzt zum ersten „Male nennen hörte."

Das vierzehnte Kapitel.

Sie mußte aber wirklich bei dem Ge= ständnisse sich recht geschämt haben; denn sogar bei der Erzählung konnte sie nicht gleich weiter reden.

„Erst,“ erzählte sie hierauf ferner, „erst glaubten sie mir die Sache nicht ein„mal; wie sie's indessen an meinem auf„richtigen Tone merken mochten, daß ich „ganz die reine Wahrheit gesagt hätte, so „wurde ich gewahr, daß sie wegen meiner „Unwissenheit einander ein wenig zulä„chelten. Sie sprachen sodann weiter fort „von diesen Dingen, und dann von häus„lichen Schauspielen; und weil auch über „die mit mir kein Gespräch zu führen war, „so wendeten sie sich nachher ganz von mir „ab. Und nur dann, wenn die Andern „nicht auf sie sahen, wagte es die Wirthin, „mir einen freundlichen Blick oder Hän„dedruck zu geben. Wie wir endlich aus„einander gingen, sagte sie zu mir heim„lich und im Vertrauen, daß sie gar herz„lichen Antheil an meiner Verlegenheit „genommen hätte, daß ich mir aber den

„gesellschaftlichen Umgang sehr erleichtern „könnte, wenn ich auch in der Literatur „mit dem Zeitalter hübsch fortschreiten „wollte. Und daß man mir's gerade am „übelsten auslegte, wenn ich's nicht thäte, „da ich doch einen Schriftsteller zum „Manne hätte, von dem ich immer würde „erfahren können, was gutes Neues her„auskäme."

„Ach, du gute Luise," sagte ich; „darin „bist Du mit mir schön angeführt! Ich „sehe aber nun wenigstens ein, daß Du „mit dem Zeitalter gar nicht recht fortge„schritten bist, und ich weiß auch, woher „das kommt. Du hörst Deine eignen „Kinder viel zu gerne sprechen, um nach „den fremden in Romanen und Schau„spielen allzuoft zu suchen; auch bist du der „Häuslichkeit im Hause viel zu gut, um „der Häuslichkeit auf dem Theater immer

„nachlaufen zu können. Beschämt sollst „Du mir indessen nicht werden, und ich „will gleich zum Gottlieb hinunter, und „Dir einen Arm voll Bücher heraufholen, „damit du künftig nur in Gesellschaft ein „Bischen thun kannst, als ob Du mit „dem Zeitalter fortschreiten lerntest."

Das funfzehnte Kapitel.

Ich ging hierauf wirklich zu dem Gottlieb, und trug ihm die Sache vor, und setzte hinzu, daß er mir 'was recht ordentliches von neumodischen Büchern mitgeben sollte. Er befahl sodann seinem neuen Burschen etwas, das ich, weil ich zu weit davon stand, nicht hören konnte, und es währte keine fünf Minuten, so kam der Bursche mit einer erschrecklichen Menge Bücher, so, daß auch meine Luise, wie ich sie hinaufbrachte, erschrak und ausrief:

„Ach, mein Himmel! wenn hätte ich
„Zeit, um mit diesem Haufen fertig wer=
„den zu können!“

„Ja,“ sagte ich, „es hilft da weiter
„nichts; Du mußt Dich fassen, und Dir
„Zeit nehmen: denn sonst kommt noch
„am Ende die Schuld auf mich, wenn
„Dir's in Gesellschaft wieder einmal geht,
„wie heute. — Und was Du Dir aus
„den Büchern gemerkt hast, das sage mir
„fein wieder, damit unsereins doch auch
„mehr wie bisher von dem Zeitalter er=
„fährt, und nicht ganz und gar hinter
„ihm zurück bleibt.“

So fest nun meine Luise sich das alles auch vornahm, so wollte sich doch zwei ganze Tage lang keine Zeit finden. Am heiligen Dreikönigstage aber ließ ich ihr eher keine Ruhe, als bis sie den Abend dazu bestimmte. Und so setzte sie sich denn auch,

wie die Kinder zu Bette waren, an ihren Tisch vor den ganzen Bücherhaufen hin.

Das sechszehnte Kapitel.

Ich war indeß noch immer zu keinem Anfange an meinem Gelbschnabel gekommen, als ich schon etwas irre wurde. Denn ich hörte es ganz deutlich, wie meine Frau die ersten von dem Haufen Bücher wieder bei Seite legte, und wie sie in den andern, die sie zur Hand nahm, gar nicht ordentlich las, sondern bloß die Blätter umwendete. Und sie wendete die Blätter so gähling und ungeduldig um, daß mir ganz warm darüber wurde, und ich dabei dachte: Nun, die fängt die Sache schön an! Sie wird gewiß die Bücher, wenn sie fertig damit ist, noch einmal lesen müssen. Denn so gar geschwind kann sie mir doch wahrhaftig nicht über ein Blatt wegkommen,

men, wenn ich auch annehmen wollte, daß sie alle so weitläuftig gedruckt wären, wie meine Bücher.

Indessen beruhigte ich mich bald darauf mit einem: Wer weiß aber? und dachte: Sie würde ja wohl sonst nicht. Sie fängt ja andere Dinge immer so verständig an. I, vielleicht hat sie gar eine neue Methode zu lesen erfunden, wobei man viel Zeit ersparen kann. Es werden ja heut zu Tage durch die einfältigsten Leute nützliche Erfindungen gemacht: warum sollte meine gescheidte Luise nicht ebenfalls eine nützliche Erfindung machen können? Ich will sie auch gewiß nicht stören, und mich eben so wenig von ihr weiter stören lassen.

Das siebzehnte Kapitel.

Doch kaum hatte ich die erste Zeile an meinem Gelbschnabel fertig, als ich ordent-

lich in die Höhe fuhr, weil meine Luise eins von ihren Büchern so heftig hinwarf, wie sie es sonst gar niemals zu thun pflegt. „Die geht rasch zu Werke!" dachte ich. „Die Bücher verändern ihre ganze „sanfte Gemüthsart, und sie wird so heiß= „hungrig darauf, daß sie sich gar nicht die „Mühe nimmt, die gelesenen gehörig hin= „zulegen!"

Und ich sann immer noch darüber nach, als sie schon wieder zwei Bücher abgefertigt hatte.

Nun aber fing mir an außerordentlich warm auf meinem Stuhle zu werden, und mein Gelbschnabel rückte um keinen Buchstaben weiter vor, mochte ich auch das Papier zurecht schieben, wie ich wollte, und die Federn schneiden, so schön ich wollte.

Das achtzehnte Kapitel.

In der Meinung endlich, daß ich die Sache vielleicht mit Wasser zwingen könnte, goß ich daher aus der Flasche, die auf dem Tische stand, in mein Tintenfaß hinein. Wie ich aber eben im besten Gießen war, hörte ich, daß meine Luise nun gar etwas vor sich hin zischelte, und wurde stutzig darüber. Und weil ich alle meine Gedanken auf der Luise ihr Zischeln wendete, so vergaß ich ganz, daß ich Wasser in's Tintenfaß goß, und goß immer fort, und so lange, bis mein ganzer Gelbschnabel unter Wasser stand, und das Wasser gar auf mich herunter lief, und ich aufspringen mußte. Daraus entstand nun ein solcher Lärm, daß die Luise ebenfalls von ihren Büchern aufsprang.

Das neunzehnte Kapitel.

„Nun, sieh einmal, Laun, was Du „da gemacht hast!" sagte sie, verdrießlicher, als ich's bei solchen Gelegenheiten an ihr gewohnt bin.

„Nimm's nur nicht so gar übel, Luise, „daß ich Dich störe!" erwiederte ich. „Wenn ich's deutsch heraus sagen soll, so „bist Du auch eigentlich daran Schuld, „Luise. Du legtest mir nämlich die Bü„cher so rasch und so laut aus der Hand, „daß ich gar nicht mehr fortschreiben konn„te; und Dein Zischeln hernach, das war „vollends mein Verderb. Darüber mußte „ja die Sache so kommen."

Weil sie nun auf das alles kein Wort sagte, sondern bloß meinen nassen Tisch abwischte, so fuhr ich fort:

„Sage mir nur, Luise, wie geschwind

„Du lesen kannst! Wenn das so fortgeht, „so kommst Du in einem einzigen Abende „bis zu den Damen, durch die Du neulich „so beschämt worden bist; und in zweien, „wahrhaftig, da mußt Du das ganze, „liebe Zeitalter schon im Rücken haben.“

Das zwanzigste Kapitel.

Nun endlich wird doch wenigstens ein Wort herauskommen! tröstete ich mich, wie meine Luise zu lächeln anfing. Sie that auch wirklich den Mund auf und sagte: „Durch diese Bücher werde ich „wohl schwerlich so weit gelangen! Alle „habe ich sie nun beinahe durchgeblättert, „und alle wegwerfen müssen!“

„Warum nicht gar, Luise! Also des= „halb ging die Sache so geschwind, und „nicht, weil du eine Art von zeitsparen= „dem Lesen erfunden hast, wie ich mir

„einbildete? Ich kann Dir's aber wirklich „nicht recht glauben. Der Gottlieb sagte „noch dem Burschen, der Dir die Bücher „aussuchen mußte, expreß, was für „welche er nehmen sollte!"

„Und wenn auch! Das sind gewiß „nicht die rechten; denn sie sind ja gar „nicht zum Lesen."

„I, freilich zum Lesen, Du wunder„liche Luise. Daß Du doch mitunter „solche kuriose Gedanken hast! Wozu soll„ten sie denn sonst seyn?

„Ja, das will ich Dir weiter nicht „verrathen, Laun."

Es war mir indessen nur lieb, daß die Luise bei diesen letzten Worten wieder anfing, recht ordentlich zu lachen.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

„Ich muß doch selber einmal nachse„hen!" sprach ich darauf, und nahm von den Büchern, die sie durchblättert hatte, eins nach dem andern in die Hand, und betrachtete die Titel, und rief: „Nun, „sage mir gar nichts mehr, Luise, gar „nichts! Es stehen ja wahrhaftig lauter „beliebte Namen vor den Büchern. Da „lies nur einmal: ein Seitenstück zu — „— — — von Kotzebue, und hier wieder „ein Seitenstück zu — — — — von La„fontaine, und da ein Seitenstück zu — „— — — von Meißner."

„Ach," sagte die Luise, „das haben „höchstens die Bedienten dieser Herren „geschrieben; denn von ihnen selbst habe „ich auch schon einige Bücher gelesen, die „aber ganz anders klangen. Ja, wenn

„sie von denen wären! Doch das ist gar „nicht möglich."

„J, Luise, besinne Dich nur! Wie „würde denn ein Buchhändler diese Na„men vorsetzen dürfen? So offenbar dür„fen doch, Gott Lob! bei uns in Deutsch„land die Betriegereien nicht vorgenom„men werden."

Das zwei und zwanzigste Kapitel.

Als wir nun noch eine lange Weile die Sache hin und her überlegt hatten, und meine scharfsinnige Luise schlechterdings bei ihrem Satze stehen geblieben war, fand sie auch endlich eine Vermuthung, wie es zugegangen seyn möchte, und zeigte mir, daß ein doppelter Sinn in der Sache läge.

„Ja, ja, Luise," sagte ich, als ich ein wenig nachgedacht hatte, „ich muß dir „wieder einmal recht lassen. Schon neulich

„hörte ich davon reden, daß es in Leipzig
„und in Wien Buchhändler gäbe, die
„durch das Wörtchen Seitenstück, und
„eine künstliche Versetzung der Worte auf
„dem Titel beliebte Schriftsteller auf die
„abscheulichste Weise und so verläumdeten,
„wie sie sich dächten, daß ihnen die Obrig-
„keiten deshalb nichts anhaben könnten.
„Und dergleichen Dinge geschähen bloß, um
„den armen Lesern und Käufern eine gute
„Idee von schlechten Büchern beizubrin-
„gen. Wahrhaftig der Gottlieb selber hat
„mir das gesagt, jetzt besinne ich mich. Ich
„weiß noch, daß er dabei recht tüchtig auf
„einen gewissen Joachim loszog. Und nun
„kann er dir solche Bücher suchen lassen!
„Darüber muß ich ihm gleich den Text lesen.
„Ich kann das auch um so eher thun,
„weil ich heute ohnedies nicht wieder zu
„meinem Gelbschnabel kommen werde,

„Der vertrackte Gottlieb der, der! um „wie viel schöne Zeit er uns damit ge„bracht hat, und die armen Kinder dazu, „die recht mit Gewalt zu Bette mußten! „Denn hätte er Dir ordentliche Bücher „geschickt, so wärst Du gewiß schon, Gott „weiß, wie weit, in das Zeitalter hinein, „und ich in den Gelbschnabel. Zum we„nigsten wäre ein leidlicher Anfang fertig. „Nun dasmal will ich ihm die Hölle recht „heiß machen, und er soll mir nur wieder „einmal sagen, daß mein Mährchen nicht „zu Stande käme! Auf Wiedersehen, „Luise. Denn jetzt gehe ich zu ihm „hinunter."

Das drei und zwanzigste Kapitel.

Und weil einem der Gottlieb gewöhnlich mit einfältigen Antworten und Fragen querfeldein kommt, und besonders mir,

wenn ich ihn etwas frage: so sann ich mir auf der Treppe eine ganze Rede aus, die ich ihm hintereinanderweg halten wollte, und die besonders darauf hinauslief, daß er dächte, alle Menschen wüßten nicht besser mit der Zeit umzugehen, als er.

„Der Herr ist doch wohl zu Hause?" fragte ich den neuen Burschen in der Leihbibliothek.

Der Bursche aber war über die Frage recht betreten, und sagte: „Ja — das — „wohl — aber —"

„Und allein in seinem Kabinette?" fragte ich weiter.

„Ja, aber —"

„Was denn aber?" sprach ich, indem ich auf die Thüre zuging.

„Erlauben Sie," wandte nun der neue „Bursche recht ängstlich ein, „er schreibt „eben, und hat mir befohlen, keinen „Menschen zu ihm zu lassen."

„Nun, so muß mich der Na.., sein „Herr, wollte ich sagen, für keinen Men„schen angesehen haben. Denn ich darf „allemal zu ihm, wenn er allein ist, so „gut wie er zu mir, wenn ich allein bin. „Das kann Er sich Ein- für allemal mer„ken. Jetzt auf meine Verantwortung!"

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Hm! was er nur schreiben mag! dachte ich, wie ich schon die Kabinetsthüre leise aufgemacht hatte, und hineingetreten war. Denn er saß an dem Tische, welcher der Thür gradeüber steht, und hörte mich so wenig als er mich sah. Dazu focht er gewaltig mit den Händen, sprach mit sich selber, schlug mitunter auf den Tisch, und war überhaupt so lebhaft, daß ich ganz irre in seinem bequemen Charakter wurde.

Nun, dachte ich, wenn das nicht nahe

vor seinem Ende ist, so weiß ich nicht! — Oder er könnte wohl gar etwa begeistert seyn! Hm! nein, das nicht! — Und doch! — I, wahrhaftig er ist begeistert. Und das ist mir um meinetwillen so lieb, als seinetwegen. Denn wie lange habe ich nun nicht schon einen Menschen gerne sehen wollen, der so recht in Begeisterung wäre! Das hätte ich mir nur nicht eingebildet, daß ich dergleichen jemals an dem Gottlieb erleben würde.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Und er ist recht tüchtig begeistert! fuhr ich fort. Er redet ja gar von Königen und Prinzen und Prinzessinnen, ehe er schreibt. Wie könnten sich außerdem seine Gedanken so hoch versteigen! Und ordentliche, prosaische Könige und Prinzen, wie es wirklich giebt, können es auch nicht seyn.

Denn wie käme der Gottlieb zu der Idee von einem ordentlichen Könige, und von ordentlichen Prinzen und Prinzessinnen? Er muß es gar mit poetischen zu thun haben. Er muß Verse machen, der Mensch! Nun, das hätte ich doch nimmermehr gemeint, daß in dem Gottlieb solche Dinge steckten, und daß der jemals auf den Einfall kommen könnte, Verse zu machen. Hm, hm! Es ist doch ganz kurios, wie so ein Mensch, der Verse macht, von hinten aussieht.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Während ich mir nun das alles ausgesonnen hatte, war ich auf den Zehen bis dicht hinter ihn geschlichen, und hatte meine Lorgnette herausgenommen, und sah ihm über die Schulter in seine Schreiberei hinein. Und ich hatte mich doch ge-

irrt, wie ich bald entdeckte. Denn Verse standen nicht auf dem Papiere, aber von Königen und Prinzen und Prinzessinnen war wirklich die Rede. Da glaubte ich denn auch mit Einem Male, nun wüßte ich alles, wenigstens das, daß er ebenfalls mit zu den Leuten gehörte, die solche unlesbare Seitenstücke schrieben, und daß er bloß darum sich verläugnen ließe, um von niemanden in seinen bösen Streichen überrascht zu werden. Ich hätte mir daher auch nicht helfen können, sondern mich zu erkennen geben und losbrechen müssen, selbst wenn der Gottlieb nicht, in seiner Zufriedenheit über die Zeilen, die er geschrieben hatte, vom Stuhle aufgesprungen wäre, und mich ganz entsetzlich an die Nase gestoßen hätte.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

„Ach, du meine Güte!" schrie der Gottlieb, wie das geschehen war. Er zitterte dabei an allen Gliedern, und sah mich recht erbärmlich an und setzte hinzu: „Wie kommst Du denn hierher hinter mei„nen Stuhl? — Gott Lob wenigstens, „daß ich Deine Nase gefühlt habe!"

„Das kann ich von Deinem Kopfe „nicht sagen," erwiederte ich, indem ich untersuchte, ob die Nase noch ganz wäre.

„Nun weiß ich doch, daß es nicht gar „Dein Geist ist, Laun, sondern Du sel„ber, und Du wirst es nicht so sehr arg „mit mir machen. Sieh nur, wie ich „erschrocken bin."

„Da siehst Du: wie man's treibt, so „geht's. Du bist mir ein schöner Hecht, „Gottlieb! ein schöner Hecht!"

„Nur

„Nur nicht böse, Laun. Ich habe es „auch nicht böse damit gemeint, und ich „hätte das Buch gewiß nicht unter Dei„nem Namen herausgegeben."

„Unter meinem Namen? Das „wäre noch schöner, wenn Du Deine „Seitenstücke unter meinem Namen her„ausgeben wolltest!"

Das acht und zwanzigste Kapitel.

„Was denn für Seitenstücke, Laun?"

„Du kannst auch noch fragen! Es ist „aber recht schlecht von Dir, daß Du der„gleichen Dinge treibst. Erst vor einer „Woche schimpfst Du auf den Joachim, „daß er solche Seitenstücke verlegt; bald „darauf lässest Du meiner Frau welche da„von zum Lesen suchen, und betriegst sie „so um ihre schöne Zeit; und jetzt muß ich,

„leider! gar erfahren, daß Du die Sei-
„tenstücke selber schreibst!"

„Ich?" fragte er.

„Ich erschrecke ganz vor Dir, Gott-
„lieb. Du hast ja gar kein Gewissen mehr!
„Trittst daher, und läugnest mir die Sa-
„chen geradezu ab, weshalb Du mir kaum
„erst gesagt hast, daß ich nicht böse seyn
„sollte?"

„Weshalb denn, Laun? Um des Gelb-
„schnabels willen bat ich ja, daß Du nicht
„böse seyn möchtest!"

Das neun und zwanzigste Kapitel.

„Um des Gelbschnabels willen?" fragte
ich. „Wie kommst Du denn auf den, und
„woher weißt Du's schon, daß ich durch
„Deine einfältigen Bücher darin gestört
„worden bin? Ja, woher weißt Du, daß

„ich diesen Abend an dem Mährchen ge-
„schrieben habe?"

„Du hast auch an dem Gelbschnabel
„geschrieben, Laun?"

„Wie denn auch? Wer kann wohl
„sonst noch daran geschrieben haben?"

„Ach so!" sagte Gottlieb nun, und deckte zugleich seine Schreiberei so ängstlich zu, daß mir die Sache verdächtig wurde.

Und nachdem er gar nicht mehr wußte, wo er sein Gesicht vor meinen Augen hinwenden sollte, sagte ich: „Ich will nicht
„hoffen, Gottlieb, daß Du ...?"

Darauf konnte er aber nicht länger stille schweigen, und sagte:

„Ja, ja, ich! Du solltest es zwar
„erst erfahren, wenn das Buch heraus
„wäre. Doch, da sich's so unglücklicher
„Weise getroffen hat, so muß ich's schon
„heute entdecken. Ich will Dir jetzt nur

„eingestehen, daß ich Dich bloß darum „diese Tage her immer so nach der Ge„schichte ausgefragt, und daß ich Deinen „Plan so ziemlich beibehalten habe."

„So?" sagte ich aufgebracht; „und „das sollte gewiß heißen:

Gelbschnabel,

ein Seitenstück zu dem und dem Buche

von

Friedrich Laun?

Das dreißigste Kapitel.

Hier aber erhob Gottlieb seine Stimme so sehr, als ob er das größte Recht auf seiner Seite hätte, und rief: „Gut, daß „wir wieder auf die Seitenstücke kommen! „Was willst Du mit den Seitenstücken? „Ich werde doch zu solchen Dingen meine „Hand nicht bieten!"

„Christoph!“ rief er hierauf in die Bibliothek hinein, und sogleich kam der neue Bursche. „Was habe ich Dir neu-„lich gesagt, Christoph? Solltest Du „nicht ordentliche Bücher für meine Frau „Gevatterin aussuchen? Wer hat Dir „denn geheißen, dumme Seitenstücke zu „nehmen, heh? Du wärst es werth, Chri-„stoph, wenn ich Dich — Doch ich be-„sinne mich eben, daß Du, armer Teufel, „auf solche Streiche noch nicht eingerich-„tet bist. Also Ein- für allemal merke „Dir's: wenn der Name des Verfassers „auf dem Titel vor dem Worte Seiten-„stück steht, so ist das Buch gemeiniglich „ein gutes, und umgekehrt, so ist es ge-„meiniglich ein schlechtes. Keine Regel „ist aber ohne Ausnahme, das mußt Du „noch von der Schule her wissen. Und „jetzt kannst Du wieder gehen, Christoph.

„Du siehst übrigens, Laun, wie unschul„dig ich an der Sache bin."

Das ein und dreißigste Kapitel.

„Desto weniger aber an dem Gelb„schnabel!" sagte ich, und wollte böse thun.

„Ei," sprach der Gottlieb, „bist Du „nicht die Hauptursache? Denkst Du, „daß ich mir hier unten um Deinetwillen „alle Ehre soll abschneiden lassen? Der „verwünschte Hofmeister ist seitdem wieder „mehrere Mal da gewesen, und Andre „dazu. Und nun besinne Dich, was ich „Dich gebeten habe, das Buch zu schrei„ben. Du schreibst es aber immer nicht."

„Hast Du's denn schon wieder ver„gessen, Gottlieb, daß ich diesen Abend „angefangen habe?"

„Angefangen?" rief er. „Da höre

„eins! Wer heißt Dich denn heute Abend „erst eine Sache anfangen, von der Du „seit langer Zeit in der ganzen Stadt her„umgeschwatzt hast? Ich bin heute zu „Stande gekommen mit dem ganzen Bet„tel, und wer weiß, ob er nicht schon in „einem Monat fix und fertig in meiner „Bibliothek steht!"

Das zwei und dreißigste Kapitel.

Gottlieb ließ sich aber dadurch, daß ich ihn während seines Redens starr und steif ansah, und dazu mit dem Kopfe schüttelte, keinesweges stören, sondern redete immer fort.

„Ein einziger Umstand," sagte er, „macht mir noch ein wenig Unruhe; und „das ist der, daß mir die Buchhändler „nicht wohlwollen. Aber ich meine, daß „der Titel diesmal wohl das Seinige thun

„wird. Zu allen Sachen gehört freilich „Glück. Von Dir, zum Beispiel, drucken „sie jede Scharteke; mir hingegen haben „sie ein Paar recht schöne Manuskripte „wieder zurückgeschickt."

Das nun mußte mich doch wieder zum Reden bringen, und ich fing an: „Du „hast also schon mehrere Bücher geschrie„ben. Und wenn denn?"

„I nu, so nach und nach. Ich hätte „Dir's auch gewiß gesagt, Laun, wenn „Du nicht alles gleich weiter sagtest. Aber „kaum hat man in Deiner Gegenwart ein „Wort ausgeredt, so kann man's auch „schon gedruckt lesen; und so 'was ist zu„weilen gar sehr verdrießlich. Ich gebe, „zum Beispiel, meine Bücher ohne Na„men heraus, damit die Recensenten nicht „auf mich selber, sondern bloß in's Blaue „hinein hauen. Wenn Du's aber nur

„einmal weißt, so bin ich auch geliefert.
„Denn dann sagst Du's den Leuten mit
„meinen eignen Worten wieder. Nun,
„wenigstens wegen des Gelbschnabels,
„Laun, thu mir den Gefallen, und nenne
„mich nicht."

Das drei und dreißigste Kapitel.

„So," sprach ich, „nachdem ich so
„vielen Leuten davon gesagt habe? Da-
„mit sie dächten, das Buch wäre von
„mir?"

„Ach, von Dir! Das haben sie lange
„wieder vergessen, und nichts behalten,
„als den Titel. Die wenigstens, welche
„hierher kommen und fragen, wollen
„nichts von Dir gehört haben. Denn
„wenn ich mich bei ihnen nach dem Ver-
„fasser des Buchs erkundige, so wissen
„sie den niemals, sondern sagen immer

„bloß, daß das Buch Gelbschnabel hieße;
„und weil das ein hübscher Titel wäre,
„so hätten sie sich um weiter nichts be-
„kümmert."

„Nun, nun," sagte ich, „das geht
„nicht so. Denn es giebt zuverlässig noch
„Leute, die sich meinen Namen gemerkt
„haben. Und wenn auch nicht, so hast
„Du doch sicher etwas von meiner Erzäh-
„lungsart an Dir, das sie wieder an mich
„erinnert. Die Recensenten erführen's ge-
„wiß ebenfalls, und fielen über mich her.
„Nein, Gottlieb, mit dem Gelbschnabel
„geht es am allerwenigsten, weil ich von
„dem zu viel geredet habe. Daher muß
„ich's in allen öffentlichen Blättern er-
„klären, daß Du der Verfasser bist, und
„wie sich die ganze Sache zugetragen hat."

„Du würdest doch das an mir nicht
„thun, Laun!"

„Ganz gewiß thue ich's. Hast Du's „doch viel ärger gemacht mit mir. Nichts „einmal davon zu sagen! Pfui, schäme „Dich! — "

„Willst Du denn mit Gewalt, daß „ich in die Hände der Recensenten fallen „soll, Laun?"

„Aber mich könnten sie statt Deiner er„wischen. Das sähest Du gerne? Du „fängst ja ordentlich an, ein recht böses „Herz zu bekommen!"

Das vier und dreißigste Kapitel.

Auf dieses außereinzige Wort aber nahm der Gottlieb in aller Geschwindigkeit sein ganzes Manuskript zusammen, und gab es mir, und rief: „Nein, das „lasse ich mir nun und nimmermehr „nachreden. Da hast Du alles, und „mache damit, was Du willst. Schreibe

„Du einen Gelbschnabel, oder schreibe
„Du keinen, mir ist es ganz einerlei. Mö-
„gen sie mich noch so sehr plagen wegen
„des Buchs, von nun an will ich alles
„geduldig ausstehen! Ja, wenn mir auch
„der bewußte Hofmeister meine Leser alle
„wegraisonnirt, ich will's gerne leiden.
„Nur komme mir nicht wieder mit dem
„bösen Herzen. Denn das leide ich durch-
„aus nicht, Laun, und am allerwenigsten
„von Dir. Ich glaube sogar, ich könnte
„Dir recht gram werden, wenn Du mir's
„noch einmal sagtest. Aber nicht wahr,
„Laun," und dazu fiel er mir um den
Hals, „nicht wahr, Du sagst mir's nicht
„noch einmal?"

Das fünf und dreißigste Kapitel.

Wie ich nun den Gottlieb noch recht
fest an mich drückte, und eben zum dritten

Male sagte: „Nein, nein, das gewiß „nicht, du gute, ehrliche Haut!" so trat meine Luise, der die Sache oben zu lange gedauert hatte, auch in's Kabinet, und meinte, sie hätte es sich wohl eingebildet, daß der Levite für den Gevatter so ausfallen würde, und sie wäre nur herunter gekommen, um ihm diesen Leviten an meiner Stelle zu geben.

„Ei," sagte ich, „das verbitte ich „mir, Luise. Ich habe ihm eben ein „großes Unrecht angethan. Daß Du nicht „auch mit dergleichen kämst! Und weißt „Du wohl, daß er so gut ein Schriftsteller ist, als ich? Nicht anders! Erstaune „Du, wie Du willst, Luise! Ich muß „Dir noch mehr sagen: er hat mich sogar „der Mühe überhoben, den Gelbschnabel „zu schreiben, der mir in diesen Tagen „immer so schwer auf dem Herzen lag."

Und meine Luise war ganz stumm geworden, und betrachtete den Gottlieb mit großen Augen, und dann mich, und dann das Manuskript, das ich in meiner Hand hielt, und schien lange gar nicht recht zu sich selber zu kommen.

Das sechs und dreißigste Kapitel.

Endlich aber sah ich's ihr an der lachenden Miene schon an, daß sie auf meine Sprünge kam, und was sie gegen den Gottlieb eben vorbringen wollte. Ehe sie's daher noch heraushatte, sagte ich zu ihr: „Nein, Luise, das gieb ihm nicht Schuld! „Die Seitenstücke hat der ehrliche Gottlieb „nicht geschrieben. Ueberhaupt muß ich „Dir melden, daß noch gar nichts von „seinen Schriften in Druck gekommen ist. „Das liegt aber nicht an unserm recht„schaffenen Gottlieb. Denn wie der im=

„mer zu allen Leuten — ich nehme die
„Frauenzimmer aus — ein gutes Zu=
„trauen hat, so hat er's auch zu den
„Buchhändlern gehabt, und geglaubt, daß
„sie seine Schriften auf der Stelle drucken
„und verlegen würden, und hat sie ihnen
„daher zugeschickt. Die Buchhändler aber,
„die gemeiniglich niemanden etwas Gutes
„zutrauen, haben auch seinen Schriften
„nichts zugetraut, und sie ihm ungedruckt
„wieder zurückgesendet. Es freut mich nur,
„daß er so beharrlich seyn, und die Sache
„immer aufs neue versuchen kann. Denn,
„unter uns, Luise, es steht Dir mit dem
„Gelbschnabel ebenfalls nur so, so. Er
„setzt zwar sein Vertrauen auf den Titel;
„aber es könnte ihm bei alledem wieder
„fehlschlagen. Daher rathe Du uns ein=
„mal, Luise, wie wir's mit dem Buche
„anfangen sollen, um es unter die Leute
„zu bringen."

Das sieben und dreißigste Kapitel.

Im Rathen aber eben hat meine Luise etwas gethan, und sie war nach einigen Fragen bald mit dem Rathe fertig, daß ich doch das Buch durchsehen, und, wenn ich es lesbar fände, den Herausgeber davon machen sollte. „Und damit auch," fuhr sie fort, „damit auch die Leute nicht „glauben, daß es von Dir sey, so darfst „Du ja nur auf den Titel setzen: aus „Gevatter Gottliebs Papieren. „Es haben, wie ich bei dem Besuche neu„lich auch mit hörte, heut zu Tage eine „Menge Menschen ihre Papiere, die sie „hernach durch andre Leute herausgeben „lassen. Warum sollte unser Gevatter seine „Papiere nicht ebenfalls haben dürfen!"

Darauf nun nickte der Gottlieb recht freundlich, und sagte nichts.

Das

Das acht und dreißigste Kapitel.

Ich aber sagte: „Hast ganz Recht, „Luise, und es ist ja auch die Wahrheit, „er hat seine Papiere. Doch außer den „Buchhändlern, die ihm sein Zutrauen so „schlecht vergolten haben, glaubt es ihm „vielleicht keine Seele, daß er welche hat; „und auf wen fällt hernach der Verdacht „der Unwahrheit, als auf mich? Zumal „da ich so vielen Leuten schon von dem „Mährchen gesagt habe, das ich schreiben „wollte. Werden sie nicht denken, daß „ich des guten Gottliebs Namen nur miß„brauche?"

„J," erwiederte meine Frau, „Du „darfst ja nur die heutige Begebenheit „dem Mährchen vorsetzen!"

„Wahrhaftig, Du hast schon wieder „Recht, Luise! Auf diese Weise geht es

„ganz excellent. — Ja, Gottlieb, so soll
„es werden, und es ist mir auch um Dei-
„netwillen lieb, daß den Leuten der Ge-
„danke, als wär'st Du doch vielleicht nicht
„der Verfasser, ganz aus dem Kopfe kommt.
„Denn Du hast viel Mühe mit der Sache
„gehabt, das habe ich gesehen, wie ich vor-
„hin hinter Dir stand. Das hättest Du
„mit ansehen sollen, Luise, wie er um sich
„schlug, und mit sich redete und aufsprang.
„Es hätte mir beinahe meine Nase ge-
„kostet, Luise."

„Ja," sagte Gottlieb, „so geht mir's
„allemal bei schweren Stellen. Die kosten
„Schweiß, und lassen sich nicht aus dem
„Ermel schütteln."

„Nun meinetwegen!" sprach ich.
„Jetzt will ich hinauf, und das Manu-
„skript durchsehen."

Das letzte Kapitel.

Es vergingen aber ganze drei Monate, ehe ich mit dem Durchsehen fertig wurde. „Höre, Gottlieb," sagte ich, wie ich eben zu Stande gekommen war, „um drei „Viertel wird Dein Mährchen durch mein „Durchsehen freilich kleiner geworden seyn. „Aber das will weiter nichts sagen. Ich „muß Dir nun auch das Zeugniß geben, „daß Du, im Ganzen genommen, mich „verstanden hast. Doch im Einzelnen bist „Du wohl manchmal auf einen andern „Weg gekommen. Du nimmst Dich so- „gar zuweilen etwas schelmisch, wo ich „an gar keine Schelmerei gedacht hätte. „Eins indessen wollte mir weniger als „alles andre gefallen, nämlich, daß Dein „Prinz bei dem Gefecht mit den schwarzen „Riesen, und hernach noch einmal, die

„Augen zumachen muß. Denn das läßt
„nicht für einen so tapfern Prinzen. Bei
„alledem habe ich's nicht ausgestrichen,
„weil Du vielleicht geglaubt hättest, ich
„wollte Dir einen Possen spielen, und die
„allernatürlichste Stelle im ganzen Buche
„unterdrücken. Was sonst noch darüber
„zu sagen ist, das mögen die Leser und
„Recensenten sagen. Ich für meine Per-
„son kann nichts weiter thun, als mich
„gleich hinsetzen, und die Geschichte dazu
„schreiben, die Deinem Mährchen voraus-
„gehen soll, und die zu Ehren des Tages,
„an dem sie vorfiel, der heilige Dreikönigs-
„abend heißen mag."

Prinz Gelbschnabel.

Ein

Mährchen

aus Gottliebs Papieren.

Es war einmal ein König und eine Königin, und auch ein Rabe.

Der König hieß Schläfrig, und war ein guter Mann; nur hätte er nicht selber regieren sollen. Denn der Mann hatte eine gar schwächliche Natur, und so wenig Kraft in den Händen, daß er den Scepter, ohne daß er's wollte, bald diesem, bald jenem auf den Kopf fallen ließ. Weil nun so ein Scepter gewaltig schwer ist, und einer oder der andre an der Sache starb, so wurden viel tausend Leute böse darüber, und murmelten dies und das gegen den armen König. Zu gutem Glücke erfuhr

LB
Coburg

er indessen kein Sterbenswörtchen davon, da sein Schloß hübsch hoch lag, und überaus viel Männer und Frauen um ihn herum standen, die ihm eine solche Menge Schnaken und Schnurren vormachten, daß er das Gemurmel auf der Straße unten gar nicht gewahr werden konnte.

Die Königin aber hieß Alerta, und war eine gute Frau; nur hätte sie weniger wißbegierig seyn sollen. Doch freilich, wie sie die Prinzen und Prinzessinnen alle hinsterben sah, welche König Schläfrig mit ihr erzielt hatte, so wußte sie ihrer Angst kein Ende, und die Begierde zu erfahren, ob das wirklich so seyn müßte, oder ob es nicht so seyn müßte, trieb sie an, sich durch ihre Kammerfrau Variola bisweilen hübsche, verständige Männer zuführen zu lassen, um sich insgeheim bei ihnen Raths zu erholen. Jedoch die

Müßiggänger unter dem Volke, die immer alles gleich wegkriegen, meinten, daß diese Männer zwar allemal hübsch, doch nicht allemal verständig aussähen, und daß daher wunderliche Dinge für das Land herauskommen könnten, wenn sich die Königin bei solchen Leuten Raths erholte. Und weil die Müßiggänger das dem übrigen Volke wiedersagten, so murmelte das Volk auch dies und das gegen die arme Königin. Allein die Königin erfuhr eben so wenig davon, als der König, und der König regierte in Gottes Namen immerfort, und die Königin beharrte ebenfalls immerfort bei ihrer Wißbegierde.

So oft sie sich indessen auch Raths erholt hatte, so mußte doch kein einziger von den Rathgebern die Sache recht ergründet haben. Denn die Königin blieb wißbegierig nach wie vor, und würde das noch viel

öfter und länger gezeigt haben, wenn nicht endlich ein Mangel an Rathgebern eingetreten wäre. Nach und nach hatten nämlich die Müßiggänger auf der Straße gemerkt, daß keiner von den Rathgebern wieder zu der Thüre herauskam, zu der ihn die Kammerfrau hineingeführt hatte, sondern daß sie alle in kleiner Gimpelgestalt zum Fenster hinaus fliegen mußten. Mit dieser Verwandlung aber war es so zugegangen: Variola und die Königin hatten es überlegt, daß die Leute, bei denen sie sich Raths erholt hatte, von dem Rathe schwatzen, und auf diese Weise ein Staatsverbrechen begehen könnten. Sie meinten daher alle beide, daß es recht gut wäre, sich ihrer Unschuld allemal bei Zeiten zu versichern, und waren nur über die Art nicht recht einig, bis Variola's Mutter, die Fee Dunkelherz, ihrer Tochter ein klei-

nes Glöckchen ohne Klöppel gab, womit sie den Rathgeber nur berühren, dann ihn dreimal küssen, und dreimal Gimpel ausrufen durfte, wenn sie ihn als wirklichen Gimpel wollte davon flattern sehen.

Weil nun die Müßiggänger die Sache von den Gimpeln, die aus dem Fenster herausgelassen wurden, dem übrigen Volke wiedergesagt hatten, so wollte lange Zeit kein Mensch mehr der Königin mit seinem Rathe dienen, und Variola mußte sich vielfältige Mal vergebens nach Rathgebern umsehen. Demohngeachtet fand sich endlich wieder einer, der so oft um das Schloß herum schlich und nach der schönen Königin guckte, daß Variola diesen jungen Mann anredete. Wenn er aber gleich aus der Fremde kam, so hatte er sich doch schon so viel nach der Königin erkundigt, daß er auch um die Verwandlung aller derer

wußte, welche sich mit ihr in's Rathgeben einließen. Er war indessen dergestalt verliebt, daß er Variolens Einladung dennoch sogleich annahm, und bloß die Worte sagte: „Es ist mir bekannt, welch ein „Schicksal mir bevorsteht; doch ich liebe „Deine Königin zu sehr, als daß mich die „Furcht abhalten sollte, ihr zu dienen."

Die Königin war auch in der That mit diesem Manne besser als mit allen seinen Vorgängern zufrieden, und wollte eben der Variola gebieten, ihn unverwandelt zur Thüre hinaus zu geleiten, als ein unvermutheter Husten sie am Reden verhinderte. Variola hatte es indessen der Königin schon an den Augen abgesehen, was ihr diesmal im Sinne steckte, und weil dies ihre schadenfrohe Staatsklugheit beleidigte, so fackelte sie nicht lange, sondern berührte den Rathgeber eilig mit ihrem Glöckchen

ohne Klöppel, gab ihm die gehörigen drei Küsse, und rief dazu: „Gimpel, Gim„pel, Gimpel!" über ihn aus.

Die Verrätherin aber fiel zugleich mit der armen Königin in Ohnmacht, als sie anstatt des Gimpels einen außerordentlich großen und glänzenden Raben in der Hand hielt, welcher einen überaus ansehnlichen goldgelben Schnabel hatte, mit dem er sich sogleich ihres Glöckchens bemächtigte.

Variola, die zuerst wieder zu sich kam, suchte nun überall vergebens nach dem Glöckchen. Es war weg, und blieb weg, bis sie es endlich an dem Halse des Raben erblickte, der ganz andere Manieren besaß als die Gimpel, und gar nicht, wie diese, kopfscheu gethan hatte, und fortgeflogen, sondern vor dem Fenster sitzen geblieben war, wo er mit so vieler Würde und Behaglichkeit hin und her marschirte, als ob

er auf der Stelle zu Hause wäre. Variola trat zum Fenster, um ihm das Glöckchen vom Halse zu nehmen; aber der Rabe marschirte, ohne ihr einen Blick zu schenken, nach wie vor, hin und her. Sie wollte hierauf Hand an ihn legen. Aber er that nichts weiter, als daß er sie mit dem Schnabel so sehr in die Hand biß, daß ihr das helle Blut heraussprang, und sie laut aufschreien mußte. Dabei indessen verläugnete der Rabe seine Würde keinen Augenblick, sondern ging, nach wie vor, hin und her, als müßte es so seyn, und als wäre nicht das geringste vorgefallen.

Wie nun auf der Kammerfrau ihren Schrei die Königin wieder zu sich kam, da ging das Lamentiren erst los; und was auch Variola auf ihre gebissene Hand zeigte, so konnte die Königin sich doch nicht enthalten, zu dem Raben hinzulaufen.

Und den Augenblick blieb der Rabe vor ihr stehen, wie eingewurzelt, und dachte gar nicht mehr an sein Hin- und Hermarschiren und an seine Würde, sondern war aus lauter Zärtlichkeit zusammengesetzt, und konnte solche rührende Gesichter machen, wie damals noch kein Rabe auf der ganzen Welt gemacht hatte. Alle seine rührenden Gesichter aber machte er bloß für die Königin; und ob er sich gleich gar nicht vom Fenster wegrührte, so marschirte er doch, wenn Andre kamen, bloß hin und her, und vergönnte ihnen keinen einzigen Blick. Die Königin hingegen durfte sich nur von weitem sehen lassen, so neigte er auch schon seinen Schnabel ehrerbietig nach ihr hin, und hätte sich von ihr alles mögliche gefallen lassen. Variola bat daher die Königin, daß sie ihm wenigstens das Glöckchen abnehmen sollte; aber das versuchte Alerta

doch vergebens. Denn das Glöckchen war dem Raben ordentlich in das Fleisch gewachsen. Darüber erzürnte sich Variola, die den Biß in ihre Hand ohnehin gar nicht verschmerzen konnte, außerordentlich, und sie wäre den Vogel lieber heute als morgen vom Fenster losgewesen.

Weil aber gerade damals die Königin nach langen Jahren wieder einmal guter Hoffnung war, so wandte sich die Kammerfrau an die Aerzte, daß sie den garstigen Vogel wegschaffen möchten. Niemand wüßte, woher er und sein Glöckchen gekommen wäre, und er sähe die Königin immer so durchdringend an, daß sie sich gewiß noch an ihm versehen würde. Die Aerzte, welche die Besorgniß der Kammerfrau gegründet fanden, machten auch wirklich alle nur mögliche Versuche. Allein dem Raben war auf keine Weise beizukommen.

kommen. Denn es schwebte ein solcher Zauber um ihn her, daß kein Werkzeug ihn erreichen konnte; und die Steine, welche man auch noch so stark schleuderte, fielen alle mit einer Art von Ehrfurcht vor seinen Füßen nieder. Mit den Händen aber suchte ihn keins mehr wegzubringen, seitdem er einige tausend Hände lahm gebissen hatte.

Die Königin, welche endlich selbst zu fürchten anfing, daß die Gestalt des Raben einen übeln Einfluß auf ihre Leibesfrucht haben möchte, entschloß sich, wie alles andre vergeblich gewesen war, den Vogel mit eigner Hand zu entfernen, und niemand war williger, sich in ihre Hand zu begeben, als der Vogel. Allein dabei brachte das gute, verliebte Thier eine so betrübte Miene und so natürliche Seufzer heraus, daß sie ihn um alles in der Welt

nicht von dem Platze verstoßen konnte, und daß sie sagte: „Nein, lieber einen „ordentlichen Raben zur Welt bringen, „als solch ein treues Thier von mir ent„fernen!“

Und die Hofdamen schluchzten über diese empfindsame Rede. Der König hingegen ärgerte sich darüber dermaßen, daß er mit dem Scepter nach dem Vogel schlug. Allein der Scepter fiel ihm aus der schwachen Hand, und schnell bemächtigte sich der Vogel des Scepters, und wollte ihn so wenig wieder herausgeben, daß der König schon bitterlich zu weinen anfing, und die Hofleute unschlüssig wurden, ob sie ihm oder dem Raben ihre Unterthänigkeit bezeigen sollten. Und es würde vielleicht bald die größte Verwirrung im ganzen Lande entstanden seyn, wenn nicht noch zur rechten Zeit Hülfe er-

schienen wäre. Es kam nämlich eine lichte Wolke an's Fenster geflogen, vor der sich der Vogel sogleich auf den Bauch legte. Und aus der Wolke kam eine Hand hervor, welche dem Raben den geraubten Scepter aus dem Schnabel nahm, und in das Zimmer reichte. Die Hand aber war so bildschön, daß ihr kein Mensch etwas Uebles zutraute, und daß alle, die dabei standen, zugreifen wollten. Doch sie wurden insgesamt von den blitzenden Ringen an ihren Fingern geblendet, und griffen fehl, den König ausgenommen, welchem der Scepter nun einmal beschieden seyn mochte. Hierauf zog sich die schöne Hand in ihre Wolke zurück, und die Wolke flog über das Haus weg, wie sie gekommen war. Der Rabe aber marschirte immer wieder hin und her, und that, als ob weiter gar nichts vorgefallen wäre.

Er wich und wankte auch nicht von dem Fenster, als bis man der Königin um seinetwillen ein andres Zimmer einräumte. Und dann that er's nur, um sich auf ein Fenster des neuen Zimmers zu setzen, und von da aus die Königin nach wie vor anzuschauen. Und das ganze Land war bitterböse auf den Raben, den es nicht vom Fenster wegbringen konnte, und schon fürchteten alle Leute, daß sich die Königin an dem Vogel versehen hätte.

Wie nun die Geburtsstunde gekommen war, glaubte jedermann, sich betrogen zu haben. Denn wenn es auch nicht verschwiegen blieb, daß es dabei nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen seyn mochte, und daß sich ein dicker, dicker Rauch in dem Zimmer verbreitet hatte, der von dem ehrlichen Raben herrühren sollte, so blieb es doch noch weniger ver-

schwiegen, daß die Königin von ein Paar Zwillingen, einem Prinzen und einer Prinzessin, entbunden worden war, welche mit ihrer Schönheit alles übertrafen, was das ganze Land seit mehrern tausend Jahren an Kindern geliefert hatte.

Wie der König diese Nachkömmlinge erblickte, ließ er vor Freude seinen Sceptter aus den Händen fallen, und verdachte es nunmehr seiner Gemahlin nicht im geringsten, daß sie dankbare Blicke auf den Raben warf, der ihr auch gar keinen Schaden zugefügt hatte. Und die ganze Residenz fing an, den Raben als eine Art von Schutzpatron zu verehren, den irgend eine gute Fee der Königin eigends darum aufs Fenster gesetzt hätte, daß er sie während ihrer Schwangerschaft vor allen Unfällen bewahren sollte. Denn die Müßiggänger beobachteten alles mit einander,

und rechneten auch alles gleich aus, und waren daher bald darüber einig, daß der Rabe am Geburtstage der Zwillinge fast neun ganze Monate schon in der Königin ihr Fenster geguckt hatte.

So sehr man aber auch im Schlosse und in der Stadt von aller Besorgniß wegen der Königin ihrer Leibesfrucht durch den Augenschein zurückgekommen war, so wurde man doch bald aufs neue ein wenig unruhig, als nach einer achttägigen trüben Luft die Sonne den neugebornen Prinzen zum ersten Male beleuchtete.

„Ach, Himmel! was ist das?" schrie Variola zuerst, und alle Hofleute schrieen: „ach, Himmel!" und alle richteten ihre Blicke erst auf den Prinzen, und dann auf den Raben. Und alle sahen gerade über dem Munde des Thronerben einen Schnabel herausgehen, der just wie des Raben

sein Schnabel aussah, nur daß er eine viel blässere Farbe hatte. Bald bemerkte man jedoch, daß es kein wirklicher Schnabel seyn könne. Denn mochte man danach greifen, wie man wollte, immer hatte man die bloße, leere Luft in der Hand. Und alle vereinigten sich darüber, daß es ein Widerschein von des Raben seinem Schnabel wäre, alle, die Königin ausgenommen, welche den weißgelben Schimmer manchmal gänzlich abläugnete, und manchmal darin zwar auch einen Widerschein, aber nicht von dem Schnabel des Vogels, sondern von des kleinen Thronerben künftigem Weisheitszahne sehen wollte, der nur ein wenig vorausgelaufen wäre, um das Land bei Zeiten zu benachrichtigen, was es einst für eine helle Aufklärung aus diesem Munde zu gewarten hätte.

Bei trüben Tagen indessen blieb der

Schnabel des Prinzen durchaus unsichtbar; doch sobald die Sonne herauskam, so kam auch, zum allgemeinen Schrecken und Gelächter, des Prinzen Schnabel mit heraus.

Der Hof, und die Stadt und das Land fingen daher aufs neue an, den Raben zu schimpfen und zu schmähen; doch der Rabe ließ sich das weiter nicht irren, sondern marschirte ruhig auf seinem Fenster hin und her. Auch guckte er immer noch bisweilen die Königin an, oder auch den Prinzen, und wußte sich vor Freude kaum zu lassen, wenn er den kleinen Prinzen in der Sonne stehen, und seinen Schnabel vorhaben sah.

Und je größer der Prinz wurde, desto größer und bestimmter wurde auch sein Schnabel, ja, es sah gerade aus, als ob er nicht in einem bloßen Scheine, sondern

in einer festen Masse bestände. Selbst die Königin konnte sich's endlich nicht mehr verhehlen, daß Hof und Stadt und Land Recht hätten, und daß man's keinem Menschen verdenken dürfe, der den Prinzen, anstatt Rosalino, wie er eigentlich hieß, Prinz Gelbschnabel nenne.

Alle Aerzte im ganzen Lande wurden nunmehr herbeigeholt, um ihm von seinem Schnabel zu helfen, und alle verordneten erst dies und das, zuckten aber, wenn sie genug verordnet hatten, die Achseln, und gingen dahin, woher sie gekommen wären. Variola äußerte zwar mehrmals, daß ihre Mutter vielleicht Macht genug besäße, den Prinzen von der angebornen Lächerlichkeit zu befreien. Allein Variola durfte nicht zu ihr reisen; denn seit sie um das Glöckchen gekommen war, konnte sie keinen Gimpel mehr verfertigen,

und wenn sie sich auf den Kopf gesetzt hätte. Darum meinte die Königin, daß entweder ihre Mutter auf sie und das Königshaus böse geworden wäre, oder daß eine mächtigere Fee ihr das Glöckchen genommen, und den ganzen Spuk veranstaltet hätte, und daß man die mächtigere nur noch mehr erzürnen würde, wenn man zu ihrer Nebenbuhlerin seine Zuflucht nehmen wollte. Dazu kam noch, daß Variola der Königin recht zuwider geworden, und um das ganze Zutrauen gekommen war, weil die Königin dachte, daß sie einzig und allein an dem Unglücke Schuld wäre, und daß so ein gelber Schnabel bei weitem ärger verläumdete, als das allerverläumderischeste Gerede. Allezeit daher, wenn sich Variola dadurch wieder in Gunst zu setzen suchte, daß sie die Hülfe ihrer Mutter herbei holen wollte, zeigte

sich die Königin sehr verdrießlich, und nahm das Erbieten einmal in einer schlimmen Laune so übel auf, daß die Kammerfrau sich mit dem giftigsten Groll im Herzen heimlich vom Hofe entfernte.

Königin Alerta wurde indessen immer betrübter. Was half es ihr nun, einen wunderschönen Kronprinzen zur Welt gebracht zu haben, da das ganze Land schon wußte, daß ihm ein einziger Sonnenstral ein Gesicht gab, bei dessen Anblick man dem Lachen gar nicht widerstehen konnte, und da die Reichsstände auch schon erklärt hatten, daß sie zwar wohl ein hübsches Bischen Lächerlichkeit und viel Thierisches an ihren Königen zu vertragen gelernt hätten, daß es aber keinesweges zu dulden wäre, wenn man nun vollends gar Könige mit Schnäbeln einführen wollte. Sie müßten sich, setzten die Reichsstände hinzu, den

muthmaßlichen Thronerben, so lange er den Schnabel behielte, gänzlich verbitten, erböten sich jedoch, die Prinzessin, seine Schwester, hinführo einmal als Königin zu erkennen und zu verehren.

Das letzte war denn nun freilich noch ein Trost für die bedrängte Königin. Allein lieber hätte sie doch ihren Sohn auf dem Throne gesehen, weil er, den vertrackten Schnabel abgerechnet, der stattlichste und kräftigste Mann im ganzen Lande war, die Prinzessin hingegen, bei aller Schönheit ihrer Gestalt und ihrer Gesichtszüge, doch ein so kränkliches Ansehen hatte, daß es kaum denkbar schien, durch sie einen Nachkommen zu erhalten.

Die Königin beschloß indessen von nun an alle mögliche Sorgfalt auf die Prinzessin zu wenden, und sie vor jedem rauhen Lüftchen zu bewahren. Der ganze Hof

erhielt, wie natürlich, strengen Befehl, es seiner Seits ebenfalls nicht fehlen zu lassen; und das that er auch so, daß man den Prinzen Rosalino vielleicht ganz übersehen hätte, wenn nicht mitunter ein Sonnenstral zum Verräther an seinem Schnabel geworden wäre, der den Hofleuten ein lautes Lachen abgenöthigt, und wenn er nicht an Rosalinen eine recht zärtliche Schwester gehabt hätte. Diese hatte er aber wirklich an ihr, wie man schon daraus abnehmen kann, daß ihr sein Schnabel, der doch alle Welt, und sogar die Königin Mutter zuweilen, unwillkührlich zum Lachen brachte, noch kein einziges Mal lächerlich vorgekommen war. Sie ging auch dem lieben Bruder auf Tritten und Schritten nach, und schmeichelte ihm, wenn er nicht aufgeräumt war, und hätte den verdrießlichen Schnabel sicher gern für ihn

getragen, wenn das nur angegangen wäre. Wenn das indessen auch wirklich angegangen wäre, so hätte sie doch Rosalino ebenfalls viel zu lieb gehabt, um sich seinen Schnabel von ihr nachtragen zu lassen, und sie hätten sich gewiß alle beide so edelmüthig um den Schnabel gestritten, daß sie am Ende vor lauter Edelmuth völlig zu Grunde gegangen seyn würden.

Es schien sich übrigens am ganzen Hofe niemand besser zu befinden, als der König und der Rabe. Denn sorglos, wie sonst, regierte der König immerfort, und wenn es auch der Rabe längst schon müde geworden war, der Königin rührende Gesichter zu machen, so wurde er doch noch immer nicht müde, auf dem Fenster hin und her zu marschiren.

Weil es nun zur damaligen Zeit noch mehr Könige und Höfe in der Welt gab,

so erhielt der Hof des Königs Schläfrig oftmals Besuche aus der Nachbarschaft, die meistentheils um des Prinzen Schnabel willen kamen, wenn sie davon gehört hatten. Und von den Prinzessinnen, welche bei trüben Tagen ankamen, und den Prinzen Rosalino sahen, dachte eine jede: Mag sein Schnabel auch noch so groß seyn, ich heirathete den schönen Mann dennoch gleich auf der Stelle. Denn daß Prinz Rosalino zuweilen von Dingen sprach, und über Dinge absprach, die er gar nicht verstand, das hatte er mit einer Menge Prinzen und andern jungen Leuten gemein, so daß auch die fremden Prinzessinnen glaubten, es müßte so seyn, und sich weiter gar nicht daran gestoßen hätten. Doch kaum beschien die Sonne Rosalino's Gesicht, so änderten alle, die ihn so lieb gehabt hatten, ihre Meinung, und eilten von dem

Hofe hinweg, damit sie nur nicht dem Prinzen gar zu oft in's Gesicht lachen dürften.

Unter den vielen Besuchen nun, welche nach und nach gekommen waren, kam auch einmal in einer stockfinstern Nacht eine fremde Dame, mit einem auserlesenen Gefolge. Sie sah zwar im Gesichte einer Meerkatze viel ähnlicher als einer Königin; allein sie gab sich für eine Königin aus, und der prächtige Schmuck, welcher an ihr glänzte, blendete alle Augen die ihn ansahen so stark, daß ihnen die Häßlichkeit ihres Gesichts wenigstens zur Hälfte entging. Dabei war die Dame die Höflichkeit in eigener Person. Sie wand dem König Schläfrig ein kostbares Band von großen Brillanten in die Haare, und steckte der Königin Alerta einen Strauß von Blumen vor die Brust, die alle aus Edelsteinen

steinen gemacht waren, und in deren Mitte ein Rubin von einer erstaunlichen Größe prangte. Sodann verfügte sie sich an das Fenster zu dem Raben, machte es auf, und ergriff ihn so herzhaft und geschickt, daß er nicht beißen konnte, während sie ihm den Kopf abschnitt. Auf das Glöckchen an seinem Halse schien sie freilich ihr besonderes Absehen gerichtet zu haben; doch das mußte sie dem Raben schlechterdings lassen: denn all ihr Schneiden unter dem Glöckchen weg half ihr nichts; der untere Rabenhals war so eisenfest, daß jedes Messer daran zerbrach. Der Rabe selber ließ sich auch nicht von dem Fenster wegnehmen. Daher blieb es bei dem abgeschnittenen Kopfe. Diesen nahm hierauf die fremde Dame, und bestrich den Mund des Prinzen mit dem Vogelschnabel, und sogleich glaubte der ganze Hof zu erra-

then, worauf sich das bezöge, und daß dadurch der vertrackte Schnabel gewißlich weggehen würde. Und der König und die Königin, und alle mit einander, wurden so fröhlichen Muthes, daß keine Spur von Schlaf in ihre Augen kam. Nur die Prinzessin Rosalina konnte es nicht über sich gewinnen, einige Munterkeit zu zeigen. Die Fremde war ihr recht in der Natur zuwider, so daß es ihr auch unmöglich wurde, in die Bitten der andern einzustimmen, wodurch sie die Dame von Zeit zu Zeit von ihrem Vorsatze, fortzugehen, abzuhalten suchten. Es entging ihr auch, als an dem Schnabel des Prinzen gearbeitet wurde, ein Seufzer, von dem sie sich selber keine Rechenschaft ablegen konnte, der aber so laut war, daß der ganze Hof recht unwillige Blicke auf sie warf.

Endlich ließ sich die fremde Königin

nicht länger halten, und beschenkte bei der letzten Umarmung die Königin Alerta mit dem Glückwunsche, daß sie gewiß noch ganz so schön werden sollte, als sie's verdiente.

Und alles war voll von dem Lobe der Fremden und von ihren Gaben, und man zankte nur mit der Prinzessin Rosalina, daß sie sich allein davon ausschloß; ja, man machte sogar die lieblose Auslegung, daß sie nur darum so wenig Freude bezeigte, weil sie fürchten müßte, daß die künftige Regierung wieder in des Prinzen Hände fallen möchte, da ihn kein gelber Schnabel mehr von ihr entfernen würde.

Wenn sich aber auch der Prinz Rosalino darüber ärgerte, daß man seine Schwester Rosalina wirklich für so neidisch hielt, so ärgerte sich doch Rosalina nicht, sobald sie merkte, daß der Prinz sie besser kannte,

als alle übrigen. Es war auch schon eine halbe Stunde seit der Dame ihrer Abreise verstrichen, als noch alles in so großer Bewunderung war, daß gar niemand zur Ruhe kommen konnte, bis die große Bewunderung mit Einem Male ein wenig zu stocken anfing. Denn wie der König eben der Königin einen zärtlichen Blick zuwerfen wollte, mußte er sie starr ansehen, und sprang dann auf. Und das war ein Wink für die Hofleute, sie ebenfalls starr anzusehen, und ebenfalls aufzuspringen. Der Prinz und die Prinzessin sprangen bald darauf auch mit auf, und es saß niemand mehr, als die Königin ganz allein. Und die schüttelte einige Mal recht verlegen den Kopf; dann erhob sie sich, wie die andern, und trat vor einen Spiegel, und fiel in Ohnmacht, wie sie sah, daß ihr ganzes Gesicht nach und nach eine andre

Eintheilung erhalten hatte. Ihre großen Augen nämlich waren ganz klein, und ihr kleiner Mund war dagegen ganz groß geworden. Das Fleisch von ihren Backen hatte sich an die Nase gehängt, und statt daß sonst ihr Haar braun und ihre Haut weiß gewesen war, war nunmehr ihre Haut braun und ihr Haar weiß geworden.

Und wie kein Mensch vor Freude gewußt hatte, was er wollte, so wußte es jetzt keiner vor Betrübniß, und alles lief durcheinander, und suchte der Königin zu Hülfe zu kommen. Aber die Königin fiel aus einer Ohnmacht immer wieder in eine andre.

Darüber kam endlich der Morgen heran, und ein neues Schrecken kam mit ihm. Denn nun krochen so viel giftige Thiere auf der armen Königin herum, daß sich alles davor entsetzte. Ja, der König selber

fing an um Hülfe zu schreien, weil sich eine Schlange in seine Haare verwickelt hatte. „Denkt an die Fee Dunkelherz und an „Variolen, ihre Tochter!" rief es jetzt dumpf und höhnisch aus der Erde herauf, und Alle verwünschten die Dame, welche sie vor Kurzem noch mit Lob überhäuft hatten. Man sah auch nun ein, daß die Geschenke der Dame zu so häßlichen Thieren geworden waren. Denn wenn man die, welche jetzt einzeln auf der Königin herumliefen, genau betrachtete, so konnte man alle die Blumen verabscheuen lernen, die man vorhin in dem Strauße bewunderte; und so wie eine große Feuerkröte zuverlässig den Rubin vorgestellt hatte, so sah man auch genau, was jedes der andern Thiere für eine Blume gewesen war. Als man nun das Ungeziefer hinausgeworfen, und den ersten Schreck überwunden

hatte, versicherten die Hofleute die Königin, daß sie lange nicht so häßlich aussähe, als ihre Spiegel es machten, und daß ihre Augen nicht so klein geworden wären, um ihrer schönen Seele das Herausgucken zu verwehren.

Noch hatte außer der Prinzessin Rosalina kein Mensch wieder an den Prinzen und an den Raben gedacht, als der Rabe dem Könige in die Augen fiel.

„Ist es möglich!" rief der König. Denn der Rabe marschirte ohne Kopf immer noch, und so unbefangen auf dem Fenster hin und her, als ob er noch in seinem ganzen Leben keinen Kopf gehabt hätte. Auch den Prinzen nahm der König sodann, auf einen freundlichen Wink der Prinzessin, in Augenschein, und jauchzte nicht wenig, als an ihm die Streiche der Fee ganz fehlgeschlagen zu

seyn schienen. Denn, mochten die Sonnenstralen auch noch so dick auf den Prinzen fallen, immer war doch nichts an ihm als sein gewöhnlicher Schnabel zu sehen. Und der König sowohl als die betrübte Königin bezeigten dem Prinzen ihre Theilnahme durch eine Umarmung, und die Prinzessin Rosalina umarmte ihn nicht weniger. Der Prinz schloß hierauf auch einige Hofleute in die Arme, welche sich ihm mit Glückwünschen genähert hatten, und er würde noch wer weiß wie viele in die Arme geschlossen haben, wenn nicht mit Einem Male alles vor ihm, wie vor Feuer, gelaufen wäre, und sich den Mund zugehalten und geschrieen hätte: „Der „Schnabel ist ansteckend geworden, er ist „ansteckend geworden!"

Und wahrhaftig, alle die den Prinzen geküßt hatten, und von ihm geküßt wor-

den waren, trugen einen Abdruck von seinem Schnabel an sich. Wie der Blitz lief auch die Nachricht in der Stadt herum, daß so eben das ganze königliche Haus geschnäbelt worden wäre. Bald standen nun unzählige Menschen vor dem Schlosse, um sich die geschnäbelte Familie zu betrachten. Bei der Gelegenheit sagte denn auch einer, welchem der König zu Gesicht gekommen war, laut und deutlich, daß er nun in seinem ganzen Leben keinen recht ordentlichen Respekt mehr vor dem Könige würde haben können. Sonst hätte er schon toll genug ausgesehen; jetzt aber sähe er doch gar zu toll aus, und es wäre eine Schande und eine Sünde, wie sich die Königsfamilie aufführte. Denn solche Streiche wären noch ganz unerhört im Lande.

Kaum hatte der arme König dieses mit angehört, so rief er seine getreuen Räthe

zusammen, und trug ihnen die Sache vor. Allein es wollte lange nicht gehen, weil die Räthe, sobald sie ihn ansahen, vor Lachen nicht rathen konnten, bis man endlich darauf verfiel, daß es wohl gut seyn würde, wenn sie sich die Augen verbinden ließen. Und siehe da, sobald dieses geschehen war, riethen sie ganz vortrefflich, und es kam in Kurzem ein weitläuftiges Edikt zu Stande. Der König erklärte darin ganz umständlich, wie er an den unglücklichen Schnäbeln durchaus unschuldig wäre. Die Unterthanen sollten sich daher als vernünftige Personen] fassen, und ja nicht meinen, daß er seinem neuen Schnabel irgend einen nachtheiligen Einfluß auf sein gutes Volk verstatten würde. Er sage das übrigens nur, um die Schwachen im Volke zu beruhigen. Die Vernünftigen wüßten ohnehin, daß er mit dem Schnabel eben

so gut regieren würde, als ohne Schnabel, und daß es das lächerlichste Vorurtheil wäre, von dem Ansehen eines Königs auf die Führung seines Szepters zu schließen.

König Schläfrig erhob den Rath, der das Edikt entworfen hatte, sogleich zum ersten Minister. Denn dergleichen Worten, meinte er, würde das Volk durchaus nicht widerstehen können.

Allein die Unterthanen blieben dennoch unzufrieden, und würden sich vielleicht gar gegen die königliche Familie empört haben, wenn nicht die neuen Geschnäbelten ihre Schnäbel wieder verloren hätten. Und bei dem Verlieren konnte man auch deutlich merken, daß es gar sehr auf die stärkern oder schwächern Küsse des Prinzen angekommen war: denn zu allererst verloren die Hofleute ihre Schnäbel, und dann der König und die Königin; die Prinzessin

Rosalina aber behielt ihren Schnabel einen ganzen Tag länger, weil ihr der Prinz wahrscheinlich den allerstärksten Kuß gegeben hatte. Was den Prinzen selber anbelangt, so war seinem Schnabel weder an Farbe, noch an Dicke, noch an Länge, das geringste abgegangen.

Von nun an nahm sich ein jedes sehr in Acht, dem Prinzen Rosalino zu nahe zu kommen; nur die Prinzessin nicht. Daher geschah es denn auch, daß die Prinzessin, die sonst immer nichts als Lob bekommen hatte, jetzt sehr oft etwas Gescholtenes bekam, weil sie sich die Schnäbel immer recht muthwillig zuzog, die sie beinahe nicht mehr los wurde.

Was nun eine Zeitlang bloß unter der Asche fortgeglommen hatte, das brach endlich aus. Die Reichsstände kamen zusammen, und ließen an den König Schläfrig

einen Beschluß gelangen. Sie könnten es nicht länger mit ansehen, hieß es darin, daß der Prinz Rosalino im Lande bliebe, der, wie ein jedes Kind einsähe, von Tag zu Tage gefährlicher würde. Denn, abgerechnet, daß er die Thronerbin durch das immerwährende Schnäbeln endlich zum Throne ganz untüchtig machen müßte, gäbe es auch noch eine andere Bedenklichkeit. Es hätte nämlich den Prinzen des Hauses seit Menschen-Gedenken im Blute gelegen, den Landestöchtern ingeheim ein und das andere Küßchen zu geben, und was auch Väter, Gatten oder Verlobte von jeher dagegen einzuwenden gehabt, es wäre doch alles in den Wind geredet gewesen. Denn der alte Gebrauch wäre gehandhabt worden nach wie vor, und man hätte sich bloß im Stillen darüber betrübt, daß solche bedenkliche Dinge nicht abzustellen wären.

Wenn nun aber künftig die Mutter ihre Tochter, welche sie unter Angst und Mühe herangezogen, und an deren Wohlgestalt sie sich ergötzt hätte, mit einem Schnabel verunstaltet hereintreten sähe; wenn der Gatte an der Treue seiner Gattin durch einen einfältigen Schnabel irre gemacht würde; wenn der Verlobte die geliebte Braut verließe, weil so ein vertrackter Schnabel an ihr zu sehen wäre: so müßte das Glück von Eltern, Gatten, Verlobten, und andern mehr, zerrüttet werden, und in des Königs gesegnetem Lande eine wahre Hölle auf Erden entstehen. Die Reichsstände wiederholten daher die Eingangs gedachte Bitte, den Prinzen aus dem Lande zu schaffen, weil es gewiß nicht des Königs Wille sey, daß sein Schnabel so schrecklich in den Eingeweiden des armen Volkes wüthen solle.

Der König und die Königin erschraken nicht wenig über das Verlangen der Stände, die Prinzessin war außer sich, und der Rath wurde wieder zusammen berufen, um eine Antwort auszudenken. So gründlich aber auch die Weitläuftigkeit dieser Antwort gerieth, so enthielt sie doch im Wesentlichen nichts weiter, als daß dem Prinzen Rosalino in Ansehung der Landestöchter durchaus nichts nachzusagen wäre, und daß die Schnäbel, welche aus seinen Küssen entständen, ihrer Vergänglichkeit halber nicht das mindeste bedeuten wollten.

Dabei beruhigten sich aber die halsstarrigen Stände keinesweges, sondern sie erwiederten, daß der Prinz erst neunzehn Jahr alt wäre, und wohl noch einst Geschmack an den Landestöchtern finden könne, und daß auch solche vorübergehende Schnäbel in den Eingeweiden der Väter

und-Mütter, der Gatten und Gattinnen, der Bräutigame und Bräute große und bleibende Verwüstungen anrichten müßten, ja, daß, da sich des Prinzen Zustand immer verschlimmere, vielleicht künftig einmal der Schnabel, der anfänglich gar nicht mittheilbar gewesen wäre, bleibende Schnäbel austheilen könnte. Sey das aber auch wie es wolle, setzten die Stände noch verwegner hinzu, sie beharrten im Namen des ganzen Reiches auf ihrem Begehren, und Prinz Rosalino müßte schlechterdings aus dem Lande, und so lange draußen bleiben, bis er, wie ein jeder andre rechtschaffene Mensch, sich bei dem hellsten Sonnenscheine ohne Schnabel zu zeigen vermöchte.

Und alle Vorstellungen dagegen gingen den Ständen zu einem Ohre hinein und zu dem andern wieder hinaus, so daß Prinz

Rosalino

Rosalino wirklich verwiesen werden mußte. Das war aber für die Prinzessin ein gar zu harter Schlag, und sie, die sonst allen Menschen nur Gutes wünschte, wünschte den häßlichen Ständen in ihrem ersten Schmerze recht viel Böses auf den Hals, und bestand darauf, ihren Liebling überall zu begleiten. Man machte ihr deshalb allerlei vernünftige Vorstellungen, und führte ihr zu Gemüthe, daß sie den Prinzen, als ihren leiblichen Bruder, ja doch nirgends heirathen könnte, und daß sie den Thron nicht leer stehen lassen sollte, auf den das Volk sie nun einmal berufen hätte. Aber sie sagte, daß sie ein so abgeschmacktes Volk, das den Prinzen nicht mit Haut und Haar, und wie er wäre, lieben, ja ihn verschmähen könnte, viel lieber mit dem Rücken ansähe, als von vorne. Die Lage der Prinzessin war zu

verzweifelt, und zugleich für den Hof und das Land zu bedenklich, als daß ihr nicht alles hätte Trost einsprechen sollen. Unter andern meinte eine alte Hofdame, daß sich der Prinz den Schnabel vermuthlich im Auslande ablaufen würde, und daß das vielleicht eine Prüfung wäre, welche er überstehen sollte. Eine junge Hofdame setzte hinzu, daß er ihr recht viel neue Moden mitbringen könnte, wenn er wiederkäme. Er selber redete zu, und sagte ihr, daß er hoffe, sie noch einmal mit einem würdigen Gemahle regieren zu sehen. Seine Gedanken, voll von Bruderliebe, würden ihr bis dahin immer nahe bleiben. Bei dem schönsten Troste aber, der ihr von allen Seiten zufloß, fiel Rosalina doch im Augenblicke der Abreise ihres Bruders in eine tiefe Ohnmacht.

Der König selbst wischte sich die Au-

gen, nahm in einer gewissen Entfernung von dem Prinzen Abschied, und versicherte ihm dazu mit Achselzucken, daß er ihn herzlich gern umarmen würde, wenn er nur keinen so ansteckenden Schnabel hätte. Doch reichte er ihm noch endlich den goldnen Szepter zum Kusse hin, weil man an dem den Abdruck des gelben Schnabels nicht sonderlich bemerken würde. Die Königin wagte indessen wirklich einen Abschiedskuß, und Rosalina, welche in Ohnmacht lag, hatte schon einen so tüchtigen Schnabel, daß der Prinz sich kein Gewissen daraus machen durfte, ihr noch einen recht herzhaften Kuß auf die zarten Lippen zu drücken.

Rosalino war schon in der Thüre, als er noch einmal zurück mußte. Denn der Rabe auf dem Fenster zeigte sich so unruhig wie er noch niemals gewesen war, und

schlug erschrecklich mit seinen Flügeln. Doch beruhigte er sich, sobald der Prinz auf ihn zukam. Zugleich zeigte er mit der Klaue auf das goldne Glöckchen, welches nicht mehr an seinem Halse hing, sondern neben ihm lag, und Rosalino nahm das Glöckchen in die Hand, und der Rabe nickte mit dem Halse so gut er konnte. Zwar verlangten der König und die Königin, daß er das verdächtige Geschenk zurück lassen sollte; allein der Rabe hatte sich bisher immer mit keinem Menschen im Schlosse abgegeben, als mit dem Prinzen, so daß dieser ihm nichts Heimtückisches dabei zutraute, und das Glöckchen in die Tasche steckte.

Ermüdet hatte Rosalino nach einer Wanderung von mehreren Stunden in einem Walde die ganze Nacht verschlafen, und unter die Vögel, welche ihn aus seinen Träumen von der guten Rosalina weckten,

mischte sich auch ein Gimpel, der einen gar gewaltigen Lärm verführte, und dem Prinzen, nachdem er lange im Kreise um ihn herum geflogen war, etwas auf die Nase fallen ließ. Rosalino untersuchte nicht erst, was es wohl gewesen seyn möchte, und beruhigte sich damit, daß dergleichen wohl schon manchem rechtschaffenen und verständigen Manne von Gimpeln widerfahren wäre. Der Vogel aber flog immer ungestümer um ihn herum, und so lange, bis der Prinz unwillig aufstand, und weiter ging. Es währte indessen keine fünf Minuten, so begleitete ihn auch der Gimpel, verführte ganz den vorigen Lärm, flog im Kreise um ihn herum, und ließ ihm wieder etwas auf die Nase fallen. Das verdroß denn den Prinzen ungemein, und er hob seinen Stock gegen den Vogel auf. Bei alledem aber kam ihm der Gimpel bald

wieder hintennach; und weil er um des Stockes willen viel höher flog, als die vorigen Male, so traf das, was er auf des Prinzen Nase fallen ließ, diese viel empfindlicher, und so, daß Rosalino zwar noch viel ärgerlicher, doch auch zugleich begierig wurde, danach zu suchen. Und, siehe da! es war ein Klöppel, der in eine Glocke passen mochte. Sogleich fiel ihm nun das Glöckchen ein, das er von dem Raben erhalten hatte. Er nahm es aus der Tasche, und die Verzierungen an beiden waren einander so ähnlich, daß Glöckchen und Klöppel zuverlässig zusammen gehörten. Gern hätte er nun den Gimpel noch einmal bei der Hand gehabt, damit er von ihm einen Wink über die Bedeutung der Sache erhielte; aber der Gimpel war über alle Berge. Ein niedliches Glöckchen! dachte hierauf der Prinz, und hängte den Klöppel

hinein. „Und was hat es erst für einen „schönen Klang!" rief er, wie er's versucht hatte. Und mitten durch die reinen Töne des Glöckchens klang mit Einem Male eine eben so reine weibliche Stimme:

„Da, Gelbschnäbelchen, bin ich nun.
„Hast du was für mich zu thun,
„Mache dreimal klinglingling,
„Und bewahre das Glöckchen, doch vor allem den Ring!"

Rosalino erstaunte, und sah sich überall um; aber nirgends war das Mädchen zu sehen, dem die Stimme anzugehören schien. Was denn für einen Ring? dachte er, als er mit Einem Male an dem kleinen Finger seiner rechten Hand einen eisernen Ring erblickte, der auch gar nicht ein Bischen Ansehen hatte.

Der Prinz klingelte hierauf drei Mal, und sogleich hieß es wieder:

„Da Gelbschnäbelchen bin ich nun.
„Hast Du was für mich zu thun?"

„Es ist mir warm; trage mir den „Mantel!" sagte Rosalino lachend.

Doch er lachte nicht mehr, als er wirklich von seinem Mantel befreiet wurde, und er erstaunte vollends, als er sah, wie wunderlich ein Baum dem andern seinen Mantel zulangte, oder auch zuwarf, sobald die Bäume nicht dicht genug standen, um einander etwas zulangen zu können.

Im Nachdenken über das räthselhafte Wesen und andere wichtigere Dinge, hatte der Prinz endlich seinen Mantel ganz aus dem Gesichte verloren, und er ging schon eine lange Weile außer dem Walde auf einer Wiese, als ein Regen ihn erinnerte, wie gut er jetzt den Mantel brauchen könnte, den er nirgends neben sich sah.

Sollte mich das hübsche Stimmchen

um meinen Mantel gebracht haben? dachte der Prinz, und klingelte drei Mal. Da klang es denn aber ganz wie vorhin:

„Da, Gelbschnäbelchen bin ich nun.
„Hast Du was für mich zu thun?"

„Gieb mir meinen Mantel zurück, liebes Kind!" sagte der Prinz; und sogleich hielt ein recht artiger Wagen neben ihm, der zeither hinter ihm her gefahren war, und den er noch gar nicht bemerkt hatte. O, dachte Rosalino, indem er die Pferde betrachtete, könnt ihr meinen Mantel fahren, so könnt ihr mich wohl auch fortbringen, und setzte sich selber in den Wagen. Und er hatte recht gedacht; denn der Wagen fuhr ihn überaus bequem weiter.

Rosalino verlangte hierauf tausend kleine Gefälligkeiten und Bedürfnisse von der Stimme, und in allem willfahrte sie ihm so gern, daß er Muth faßte, sie um etwas Größeres anzusprechen.

Als nämlich eben einmal in einem Dorfe Jung und Alt seinem Wagen nachlief, und über seinen Schnabel lachte, so verdroß ihn das, und er bat die Stimme, daß sie ihm doch den verwünschten Schnabel abnehmen möchte. Darauf aber sagte sie:

„Alle Dienste thu ich gern,
„Die ich kann, dem lieben Herrn.
„Doch erlaß mir, guter Mann,
„Was ich will, und doch nicht kann."

„Nun so fahre mich wenigstens über Hals über Kopf dem Gesindel aus den Augen!" rief der Prinz verdrießlich; und mit Einem Male flog der Wagen so erschrecklich fort, daß Rosalino in Zeit von einigen Stunden mehr als acht Tagereisen gemacht hatte. „Ach, was hilft mir alles," rief der Prinz, nachdem er über sein Schicksal recht nachgesonnen, „so lange ich nicht von dem heillosen Schnabel befreiet werde!"

Die Sonne war indessen untergegangen, und mit ihr auch seine Lächerlichkeit unsichtbar geworden. Der Prinz ließ daher die Pferde, die sich so außerordentlich hatten angreifen müssen, viel langsamer gehen. Ein klägliches Geschrei machte jetzt, daß er ein wenig vom Wege abfuhr. Er sahe hier, wie ein Paar bildschöne Mädchen unter den Streichen von zwei unbarmherzigen Riesen bluteten. Und die Mädchen erblickten kaum den Prinzen, als sie vor ihm niederfielen, und ihn beschworen, daß er ja seinen Weg weiter fortsetzen, und sich nicht in ihr Unglück mit hineinstürzen möchte. Sie würden ohnedies bald ausgelitten haben, da die Riesen ihnen versprochen hätten, nicht eher mit ihren Mißhandlungen zu ruhen, als bis ein gewisses Glöckchen wieder in ihren Händen wäre, das ihnen jemand entwendet hätte.

Die Art wie die Riesen mit den Mädchen verfuhren, schnitt dem Prinzen ordentlich ins Herz, und er zog sogleich sein Glöckchen heraus, und sagte: „Wollte „der Himmel, daß dieses euch helfen könnte; aber das kann das eurige unmöglich „seyn." — „Zeige einmal!" antwortete das eine Mädchen. Doch kaum hatte es der Gutherzige in ihre Hand gegeben, so verschwanden die Riesen, und die Mädchen verschwanden ebenfalls mit samt dem Glöckchen. Es war überhaupt gar nichts mehr da, als ein vierstimmiges Hohngelächter.

Als Rosalino sich ein wenig gesammelt hatte, fand er sich, statt in dem Wagen, auf der bloßen blanken Erde sitzen, und die bekannte Stimm'e sang wieder:

„Sieh Gelbschnäbelchen, bist betrogen!
„All das Lärmen war erlogen,

„Warst aus Mitleid allzu flink.
„Aus ist's mit dem Klinglingling.
„Hüte besser den schwarzen Ring."

Der Prinz ärgerte sich über die Stimme so sehr, wie über den Betrug selber. Denn, meinte er, wenn sie ihm weiter nichts sagen wollte, als was er so deutlich vor sich sähe, so könnte er sie recht füglich entbehren. Mit dem Ringe aber würde es wohl auch nicht viel mehr auf sich haben, wie mit all den Vortheilen, die er der unsichtbaren Begleiterin zu verdanken hätte. Das Bischen Kost sagte er zu sich selbst, finde ich, wenn auch etwas schlechter, ohne sie ebenfalls. Den Mantel hätte ich selber tragen können, und ich bin auch so gut zu Fuße, daß ich ohne ihren Wagen fortgekommen seyn würde. Langsamer freilich, das ist wahr; aber was hat ein Mensch, der eigentlich gar nicht weiß, wohin er will, sonderliches

zu versäumen? Alles was mir die Stimme erleichtert hat, war zu ertragen, nur der Schnabel nicht; und von dem konnte mir die armselige Stimme ja eben so wenig helfen, wie die vielen Aerzte, welche meine Kur versucht haben.

Rosalino wurde indessen doch bald andres Sinnes, und bereuete, daß er die freundliche Begleitung verscherzt hatte. Denn den ganzen Tag lang, war er von ihr, er wußte selbst nicht wie, die ebensten Wege geleitet worden, und jetzt gerieth er bald in Sümpfe, in denen er nicht fortkonnte, bald warfen sich ihm Ströme, bald Abgründe in den Weg, bis er endlich bei völliger Nacht eine Stadt erreichte, in der ihm seine Müdigkeit zu bleiben befahl.

Er hatte ein zu edles Ansehen, um im Schlosse des Königes Burburr nicht sogleich für einen Königssohn gehalten zu

werden, und wurde überaus gefällig aufgenommen. Besonders waren drei Prinzessinnen da, die sich ihm zu gefallen bemühten. Und das konnte man einem für eine gar große Auszeichnung anrechnen, weil diese Prinzessinnen so überaus schön aussahen, daß sie bis dahin keinen einzigen Prinzen ihrer würdig gefunden hatten. Sie hatten auch schon erklärt, daß sie viel lieber einem Unterthan der ihnen an Schönheit gleich käme, als einem Prinzen von mittelmäßigen Reizen die Hand geben wollten. Und sie konnten das um so eher thun, da ihr Vater mehr als Ein Königreich, und dazu so viel Soldaten besaß, daß er sich vorgenommen hatte, es noch bis auf ein ganzes Dutzend Königreiche zu bringen. Den Vorsatz aber hatte er besonders darum gefaßt, damit jede von seinen drei Töchtern wenigstens vier Stück Königreiche zum

Erbe bekäme; denn Söhne waren dem guten Manne nicht verliehen.

Der König Burburr wurde kaum gewahr, wie sich seine Töchter beeiferten, dem Prinzen mit Höflichkeit zuvorzukommen, als er auch gar vertraulich mit ihm that. Denn er nahm es nun für entschieden an, daß der Prinz sein Schwiegersohn werden würde, und daß, wenn er in der ersten Stunde noch nicht unter den drei Prinzessinnen eine gewählt hätte, die Schuld nicht an ihm, sondern bloß an der Schwere der Wahl zwischen drei so außerordentlichen Schönheiten läge.

Rosalino hätte auch in der That kein Mann seyn müssen, um die Reize dieser Prinzessinnen zu übersehen. Die älteste war eine zwar nicht allzugroße, aber doch ganz vortrefflich proportionirte Gestalt, mit einem überaus niedlichen Gesichte,

und ein Paar schwarzen Augen, deren Schönheit man mit nichts auf der Welt vergleichen konnte. An der jüngsten hingegen war, zum Ersatz für das Feine der ältesten, eine Fülle zu sehen, die nicht reizender zu mahlen gewesen wäre, und die den, welcher den Reizen der andern glücklich widerstanden hatte, kaum unbesiegt lassen konnte, zumal wenn er ihr in die blauen, schelmischen Augen sah, die in ihrem schneeweißen Gesichte lächelten, und die unter den blonden, darüber hin und her schwebenden Locken nur noch anziehender wurden.

Hätte es aber wirklich ein so stählernes Herz gegeben, um vor beiden unverletzt stehen zu können, so entging es doch gewiß der Prinzessin nicht, die an Jahren und an Reizen zwischen den andern beiden inne stand, und die in ihrem hohen Wuchse die

Feinheit der ältesten mit der Fülle der jüngsten zusammengeschmolzen darstellte.

So sehr indessen Rosalino allen dreien Gerechtigkeit widerfahren ließ, so wenig fühlte er einen dringenden Wunsch nach einer von diesen Schönheiten: ein Umstand, den er sich aus seinem verwünschten Schnabel erklärte, der doch nur auf lauter Unheil deutete, wenn er um eine oder die andere anhalten sollte. Daher gab er das auch gänzlich auf, und nahm sich, um wenigstens unausgelacht aus dem Schlosse zu kommen, festiglich vor, den andern Morgen vor Aufgang der Sonne weiter zu reisen.

So wenig aber auch jede von den drei Prinzessinnen mit dem Benehmen des Prinzen zufrieden war, so sehr waren sie's alle mit seiner Gestalt, und sie konnten sie so durchaus nicht vergessen, daß, wie

er schon im Bette lag, und schlief, eine nach der andern vorbei ging und den schönen Jüngling betrachtete. Und weil sich nach dem Betrachten keine von ihnen anders helfen konnte, so gab ihm eine jede einen Kuß, und wieder einen, und noch einen. Und eine jede ärgerte sich im Stillen, daß sie's nicht wagen durfte, ihm so die ganze Nacht hindurch immerfort einen Kuß zu geben, und sie gingen insgesammt viel unruhiger von Rosalino's Bette weg, als sie hingekommen seyn mochten.

Der Prinz war jedoch so ermüdet gewesen, daß er seinen Vorsatz, vor Sonnenaufgang das Schloß zu verlassen, gänzlich verschlafen hatte, und daß er vielleicht noch lange von seiner Schwester Rosalina fortgeträumt hätte, wenn er nicht von einem erschrecklichen Hin- und Wiederlaufen und Weinen und Schreien aufgeschreckt

worden wäre. Es gab nämlich am Morgen nur Ein Wehklagen und Händeringen im ganzen Schlosse, weil alle drei Prinzessinnen, die sonst weit und breit wegen ihrer Schönheit berühmt gewesen waren, in dieser einzigen unglücklichen Nacht gelbe Schnäbel bekommen hatten, und ohne Lachen gar nicht mehr angesehen werden konnten. Denn grade so wie bei dem Prinzen, ging es auch bei ihnen: selbst die Leute, welche sich über die neuen Schnäbel außerordentlich ärgerten, mußten, zwischen ihrem Klagen und Schreien hindurch, auf Einmal wieder lachen, und die drei Prinzessinnen hatten schon alle Spiegel im ganzen Schlosse zerschlagen, um nur nicht selber ihren Jammer durch ein unverständiges Lachen unterbrechen zu dürfen.

Vergebens hatten sie sich ihre Schnäbel auszureißen gesucht; sie griffen in die gelbe

Luft hinein, ohne sie zu verdrängen. Vergebens hatten sie sich mit allem möglichen gewaschen, doch nicht so gar lange vergebens über die Ursache des ganzen Unheils nachgesonnen. Wenn sie aber schon niemanden sagten, auf welche Weise sie zu den bösen Schnäbeln gekommen zu seyn glaubten, so waren sie doch darüber erbittert genug, daß der Fremde ihre schönen Küsse so arg vergolten hatte, und klagten es eine nach der andern dem Könige, daß kein Mensch, als dieser gottlose Zauberer es gethan haben könnte, welcher so eben mit einem ähnlichen Schnabel aus dem Schlafe aufgesprungen wäre.

Hierauf setzte der König sogleich seine Krone auf, nahm seinen Szepter in die Hand, ging mit seiner Leibwache zu dem Prinzen, und redete ihn, nachdem er sich vor Lachen hatte ausschütten wollen, fol-

gendermaßen an: „Ist das der Dank,
„arglistiger Zauberer, für die gastfreund-
„liche Aufnahme, und für die Hoffnun-
„gen, so wir Dir gemacht haben? Mußt
„du meine lieben Kinder, die weit und
„breit für Wunder von Schönheit gelten,
„auf Einmal zu abscheulichen Mißgeburten
„machen, wie Du eine bist? Warum,
„sage es, Du böser Mensch, warum
„schlichst Du Dich gestern Abends unter
„ganz andern Gesichtszügen in mein kö-
„nigliches Haus? Welcher verschmähte
„Prinz hat Dich zu diesem entsetzlichen
„Greuel gedungen?"

So fragte der König noch lange fort, ohne dem geschnäbelten Rosalino auch nur die kleinste Pause zu einer Antwort zu gestatten; und selbst wenn er dazwischen lachen mußte, konnte der Prinz nicht zum Worte kommen. Denn die drei Prinzes-

sinnen standen auch dabei, und füllten die Lücken, welche dadurch entstanden, mit ihren Drohungen aus.

Endlich gebot ihm der König, daß er entweder augenblicklich die drei Schnäbel abnehmen, oder gewärtig seyn sollte, so lange in einem Thurme bleiben zu müssen, bis er mit seinen Räthen eine Todesstrafe ausgesonnen hätte, wie sie seinem schweren Verbrechen angemessen wäre.

Rosalino wollte eben sagen, daß ihm das Abnehmen der Schnäbel zwar nicht vergönnt sey, daß sie sich jedoch von selber wieder verlieren würden. Unglücklicher Weise aber leitete er seine Worte durch ein Achselzucken ein. Kaum hatte er dieses nun gethan, so war an kein Reden mehr zu denken. Alles schrie auf ihn hinein; niemand hörte ihn an, und unter zahllosen Mißhandlungen ward er abgeführt, und

in einen stockfinstern Thurm geworfen, in welchem er nichts sah und auch nichts hörte, als das Geräusch von Schlangen und andern giftigen Thieren.

Kaum war er allein an diesem entsetzlichen Orte, so faßte er die Mauer, um gleichsam seine Verzweiflung daran auszulassen; und, siehe da! die Mauer wich vor seiner rechten Hand, so daß er schon ein Bischen freie Luft erblickte. Da das so gut ging, rüttelte er noch ein wenig, und die Steine waren dermaßen mürbe, daß sie zerbröckelt herausfielen, und eine Oeffnung entstand, durch welche der Prinz leicht entkommen konnte. Das versuchte er denn auch natürlicher Weise, und lief, wie es ihm geglückt war, so weit ihn seine Füße tragen wollten.

Als er endlich müde und matt in einem Walde zur Erde gesunken war, und sich

seiner Rettung hätte erfreuen können, fiel ihm ein, wie wenig Ursache dazu da wäre. Der Schnabel, seufzte er, müßte ihn ja alle Augenblicke wieder in neue Verdrießlichkeiten bringen, und er verwünschte beinahe die Anstrengung, welche ihn von einem grausamen Tode befreiet hatte.

In diesen trostlosen Gedanken lag er versunken, als ein leichter Wagen von sechs schönen schwarzen Pferden gezogen daher kam, und nahe bei ihm halten blieb. Nach einem lauten Gelächter über Rosalino's Schnabel, womit eine dicht verschleierte Dame, die in dem Wagen saß, ihre Anrede vorbereitete, hörte der Prinz, daß sie es gewesen wäre, welche die Mauer des Thurms so mürbe gemacht, und daß sie sich vorgenommen hätte, noch mehr für ihn zu thun, wenn sie nur erst wüßte, was er am sehnlichsten verlangte.

So müde der Prinz nun auch war, so half ihm die Dankbarkeit und die Hoffnung doch in die Höhe, um der mächtigen Dame seinen Wunsch, den Schnabel zu verlieren, in einer ehrerbietigen Stellung zu offenbaren.

„Deine Wünsche," lachte die Dame, „wissen den rechten Fleck zu treffen. Denn „das muß wahr seyn, daß mit einem „Schnabel, wie der Deinige, blutwenig „erfreuliches in der Welt anzufangen ist. „Du hast Dich auch grade an die rechte „Person gewendet, und ich will Dir sagen, „wie Du Deinen Zweck erreichen kannst, „wenn Du mir zu folgen versprichst."

Wie hätte Rosalino seiner Retterin aus dem Kerker dieses Versprechen verweigern können!

„Nun gut!" fuhr die Dame fort, indem sie ihm ein buntfarbiges Netz, welches

im Wagen neben ihr lag, in die Hände gab. „Nimm dieses Netz," sagte sie, „und „gehe damit bis zu jener Wiese. Dort „wirst Du eine Partie Gimpel gewahr, „welche in tiefem Schlafe sitzen. Nähere „Dich ihnen getrost, denn sie werden nicht „sogleich aufwachen, und stecke sie in das „Netz."

Rosalino wollte schon fort, und den Auftrag vollbringen, um der Dame seinen Dank ohne Schnabel sagen zu können. Doch diese hielt ihn lachend zurück, und sprach: „Du irrst Dich, guter Freund; so „ganz kinderleicht ist die Sache eben nicht, „und Du wirst noch manchen Schritt „thun, und Dich manchen langen Tag „gedulden müssen, ehe Du zu Stande „kommen kannst. Drum höre das übrige „ebenfalls. Du siehst das Urbild von Dei„nem eignen Schnabel an dem Raben,

„kopfe, welcher auf diesem Baume hier „aufgepflanzt ist."

Und voller Verwundrung rief Rosalino aus: „Wahrhaftig, der Kopf von unserm „Raben!"

„Der nämliche!" sagte die Dame. „Diesen Kopf nun mußt Du von dem „Baume herunter holen, mit ihm bis in „das Land, und vor das Haus deines Va„ters gehen, und ihn dort dem Raben auf „den Hals setzen. Bist Du einmal so „weit, so hast Du schon ein großes ge„than, und das übrige ist ein bloßer Spaß. „Denn Du wirst Dich verwundern, wie „leicht der Kopf auf dem Halse des Raben „festzumachen ist. Hast Du dieses eben„falls vollbracht, so halte dem Raben einen „von den Gimpeln vor, und Du wirst „sehen, mit welchem Appetite er ihn ver„zehren wird."

LB Coburg

„Aber,“ wandte ihr der Prinz hier ein, „der Rabe hat ja niemals von etwas „anderm, als von der bloßen Luft ge„lebt.“

„Darum kümmere Dich nicht!“ antwortete die Dame, etwas unwillig. „Ich „weiß wohl, was ich rede, und daß dem „Raben gar nichts über diese Gimpel geht, „so schwer er sie auch verarbeiten kann. „Und wegen der Mühe eben, die er damit „hat, mußt Du die Vorsicht brauchen, „ihm keinen Tag mehr als Einen zu geben. „Denn platzt der Rabe, so ist alle Hülfe „verloren.“

„Ach,“ rief der Prinz, „wie soll ich „mich denn so lange in der Stadt und „Gegend aufhalten, in der man mich „schlechterdings nicht leiden will? Denn „so viel ich von hieraus sehen kann, sitzt „wohl ein ganzes Mandel Gimpel dort

„beisammen. Die auf meinen Schnabel „erbitterten Leute werden mich festneh= „men, und im Gefängnisse umkommen „lassen. Auf die Weise mag ich zwar „wohl meinen Schnabel verlieren können. „Dasselbe würde ich ja aber doch ohne alle „Rabenköpfe und Gimpel und weite Rei= „sen, in dem ersten, besten Flusse viel „bequemer haben!"

„Du verdientest," antwortete die Dame, „daß ich Dich mit Deinen alber= „nen Reden hier stehen ließe. Aus Mit= „leid indessen mit deiner verdrießlichen Lage „will ich ein Auge zudrücken. Du hast „vorher schon gehört, daß Dir die Sache „noch manchen Schritt kosten werde, und „das bezog sich hauptsächlich darauf, daß „Du allemal erst nach Sonnenuntergange „in Deines Vaters Land, und zwar bis „zu dem bekannten Fenster gehen, dem

„Raben einen Gimpel geben, und über
„Hals über Kopf wieder hinwegeilen mußt.
„Du wirst freilich zu thun haben, wenn
„Du jederzeit vor Sonnenaufgange über
„der Grenze seyn willst. Große Dinge
„aber führt kein Mensch ohne Mühe aus.
„Doch wozu rede ich jetzt so viel davon?
„Ich werde Dir schon noch die rechten
„Einschläge geben, wenn Du erst bis da-
„hin gekommen bist. Vor allen Dingen
„muß ich Dich aber auf etwas aufmerk-
„sam machen, und Dir sagen, daß, wenn
„mich nicht alles betriegt, der schwarze
„Ring an Deinem Finger ein recht bos-
„haftes Geschenk ist, wodurch man Dich
„gern aller Fähigkeit zu dem bevorstehen-
„den Glücke berauben möchte. Zeige mir
„einmal den Ring, und ich will Dir gleich
„sagen, ob mein Argwohn gegründet ist.“

Wie hätte Rosalino seiner Retterin aus

dem Kerker den Ring verweigern können? Er gab ihr denselben hin.

Doch in dem nämlichen Augenblicke geschah ein Donnerschlag und ein Blitz. Der Wagen versank mit den Pferden und der Dame, und dieselbe schöne Hand, welche einst dem Raben den Szepter aus dem Schnabel genommen hatte, ragte aus einer Wolke heraus, mit der sie wieder langsam in die Höhe schwebte.

Und der zitternde Rosalino ließ sie nicht aus den Augen; denn daß ein schwarzer Ring, der an ihrem Finger steckte, der seinige war, hatte er, so sehr er auch an dieser Hand stralte, wohl bemerkt.

Auf einem entfernten hohen Berge schien sich endlich die Wolke niederzulassen, und in einen lichten Glanz aufgelöst zu werden.

Der Prinz, der indessen noch nicht be-

urtheilen

urtheilen konnte, ob diese Erscheinungen sich zu seinem Nutzen oder Nachtheil ereignet hätten, raffte, nachdem er sich ein wenig von dem Schreck erholt hatte, alle seine Kräfte zusammen, um den Fang der Gimpel und des Rabenkopfes noch an diesem Tage zu Stande zu bringen. Er nahm das bunte Netz, und ging damit zu den Gimpeln hin, die ihn ordentlich beschämten, indem der Donner und Blitz, der ihn so erschütterte, diese kleinen Thiere zwar aufgeweckt, aber nicht weiter gerührt zu haben schien. Denn sie saßen noch ganz an den vorigen Plätzen, und schickten sich eben zum Wiedereinschlafen an. Der Prinz wartete daher noch ein Weilchen auf dieses. Dann faßte er einen von den Vögeln und schob ihn so glücklich in das Netz, daß die andern auch nicht das mindeste davon gewahr wurden. Mit dem zweiten

machte er es eben so, und hatte am Ende die schlaftrunkenen Dingerchen, vierzehn an der Zahl, alle auf diese Weise in sein Netz geschoben.

„Ein Schritt gegen den gelben Schna„bel wäre geschehen!" rief er fröhlich aus. „Die andern sollen auch gethan werden." Vor der Hand drückte ihn weiter nichts, als die Sorge, daß ihm bei der großen Hitze, die grade war, das Netz mit den vierzehn Gimpeln ziemlich schwer werden würde. „Was man sich doch oftmals „ohne Noth fürchtet!" sagte er jedoch, wie er das Netz auf die Schulter genommen hatte. „An gemeinen Gimpeln frei„lich würde ich schon zu schleppen gehabt „haben. Aber das hätte ich doch gleich „einsehen können, daß ich's hier mit weit „edlern Naturen zu thun habe. Denn „ein gemeiner Gimpel schliefe mir um

„diese Tageszeit gewißlich nicht. Herr„liche Thiere, wahrhaftig! so federleicht, „daß ich nun und nimmermehr nicht be„greife, wie sich der Rabe den Magen „mit ihnen überladen könnte, wenn er „sie auch alle vierzehn auf Einmal zu sich „nähme."

Doch wie verwunderte sich der Prinz, als er einen Schritt zurück that, und die Gimpel, welche er im Netze festzuhalten geglaubt hatte, alle wieder auf der Erde saßen.

„Habe ich sie denn daneben gesteckt, „oder wie?" rief Rosalino, und freute sich jetzt, daß niemand seine vernünftigen Gedanken von der Leichtigkeit ihrer edleren Naturen mit angehört hatte. Er brachte hierauf sein Geschäft aufs neue so glücklich und mit dem größten Bedacht zu Stande, daß er das Netz zum zweiten Male auf die

Schulter nahm. Weil es jedoch grade wieder so leicht war, als vorhin, so sah er augenblicklich um sich; und so bedächtig er's dasmal auch gemacht hatte, die edlen Gimpelnaturen saßen doch alle wieder auf dem Grase, wie sie vorhin gesessen hatten.

Rosalino untersuchte hierauf das Netz, besserte einige Schadhaftigkeiten aus, die sich daran fanden, und machte seinen Versuch noch einmal, und dann wieder einmal, aber beide Male nicht mit besserm Erfolg.

„Verwünscht," rief er endlich aus, „verwünscht wären diese edeln Naturen! „Wollte doch Gott, daß ich mit ganz ordinairen zu thun hätte, die würden mir „kein solches Kopfzerbrechen verursachen!"

Als er sich nun noch lange vergebens mit diesen Thieren gemartert hatte, dachte er, daß es ihm vielleicht besser gelänge, wenn er sich zuvor des Rabenkopfes mit

dem gelben Schnabel bemächtigte. Er kletterte daher so flink, als es ihm sein müder Körper verstattete, an den Baum hinauf. Doch kaum hatte er den Ast, welcher den Kopf trug, ergriffen, so zerbrach der Ast, und der Rabenkopf fiel grade unter die Gimpel hinein. Und der Schreck benahm diesen sogleich alle Schlaftrunkenheit, und sie flogen, einer hierhin, der andere dorthin, und alle so weit, daß sie nicht mehr zu sehen waren.

Der Prinz stieß ein Paar tiefe Seufzer über das Ereigniß aus. Doch blieb ihm bei alledem so viel Geistesgegenwart, daß er's auch unter solchen Umständen noch für das Klügste hielt, sich des Rabenkopfes zu bemächtigen, und daher so schnell als möglich von dem Baume wieder herunter kam. Allein kaum griff er nach dem Kopfe, welcher noch immer auf der Erde lag, so erhob

sich dieser auch wieder, und setzte sich auf einem andern Baume fest. Traurig erkletterte der Prinz diesen Baum ebenfalls. Aber von ihm mußte er so leer herabsteigen, wie von dem vorigen; und wie er den Kopf von der Erde aufheben wollte, flog dieser auch grade wie vorhin wieder in die Höhe.

„Aller guten Dinge sind drei!“ sagte endlich der Prinz, nachdem er eine lange Weile mit gar rührenden Geberden dagestanden, und den Rabenkopf angesehen hatte, der ihm von einem dritten Baume zuzunicken schien; und darauf schickte er sich an, noch einen Versuch zu machen, der aber grade so fruchtlos ablief, wie die beiden ersten Versuche.

„Hi hi hi hi hi!“ hörte er jetzt aus der Erde herauf eine Stimme schadenfroh lachen, welche grade wie die Stimme der

schwarzen Dame klang, die mit ihrem Wagen untergesunken war. Bald darauf erschallte von der nämlichen Stimme die Frage: „Nun, Gelbschnabel, bist Du „mit deinen Arbeiten weit gekommen? „Hi hi hi! Wenigstens gieb der Fee Dun„kelherz die Schuld nicht, daß sie Dich auf „den falschen Weg geführt habe, wenn sie „Dir auch den Weg nicht sonderlich erleich„tert haben sollte, hi hi hi! Denn als Fee „schwöre ich Dir, daß Dich kein irdisches „und kein himmlisches Wesen von dem „Schnabel erlösen kann, bevor nicht alle „die Dinge geschehen sind, die ich Dir „vorhin aufgegeben habe, und noch eins „mehr, hi hi hi! Gehab dich wohl, Gelb„schnabel, und denke an die Fee Dunkel„herz und an ihre Tochter Variola!"

Der arme Rosalino merkte nun wohl, daß es die schwarze Dame sicherlich nicht

gewesen war, die ihm aus dem Kerker ge=holfen hatte. Er bekam eine dunkle Ahn=dung von der Kraft seines Ringes, und wenn er auch trostlos war, das Kleinod so thöricht verscherzt zu haben, so beruhigte ihn doch das, daß die gerechte Hand aus der Wolke, von der ihm sein Vater immer viel Rühmens gemacht, in den Besitz des Ringes gekommen wäre. Er nahm sich darum aufs festeste vor, mit Tages=An=bruch nach jenen Bergen zu gehen, wo die Wolke sich in Glanz aufgelöset hatte. Ja, er würde die Reise sogleich angetreten haben, wenn ihm nicht eine Müdigkeit in den Gliedern gelegen hätte, welche durch nichts als einen ordentlichen Schlaf zu überwinden war. Das Netz, worein er die Gimpel fangen wollte, gab nun we=nigstens, zusammen gewickelt, ein leidli=ches Kopfkissen ab. Er legte sich darauf,

und der Schlaf ließ nicht auf sich warten. Allein ganz abscheuliche Träume kamen mit ihm, die den guten Prinzen so abängstigten, daß er manchmal laut aufschreien mußte, und die dabei seinen Schlaf so festhielten, daß es schon heller Mittag war, wie er erst erwachte. Und in welcher Lage fand er sich da! Mit gebundnen Händen und Füßen hatte man ihn auf einen Wagen gepackt, der schon eine lange Zeit mit ihm gefahren seyn mochte. Denn ringsum erblickte Rosalino nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Gegend, wo er sich den Abend zuvor niedergelegt hatte. Fremde wilde Thiere lagen in Fesseln neben ihm, und Leute, welche seine und ihre Gebieter schienen, bezeigten viel Fröhlichkeit über den Prinzen.

So wenig er auch von ihrer unbekannten Sprache vernehmen konnte, so ward

es ihm doch nach und nach aus den Winken der Leute ziemlich klar, daß sie an ihm und seinem Schnabel einen guten Fund gethan zu haben glaubten, und ihn wie die übrigen Thiere zu behandeln gedachten.

In einer Stadt, wohin sie nun bald gelangten, kam das vollends außer Zweifel. Denn zugleich mit den Thieren ward der Prinz hier für Geld zur Schau ausgestellt. Seine Herren fanden auch ihre Rechnung gar sehr dabei; die Leute kamen haufenweise zusammen, und lachten dazu so unmäßig über den seltsamen Schnabelmenschen, daß der folgende Tag noch ergiebiger auszufallen versprach, und daß der Prinz allen Muth verlor, sein unglückliches Schicksal jemanden zu entdecken.

Als aber die Besitzer des Prinzen sich eben über die starke Summe freuten, welche eingekommen war, fand es sich, daß sie

durch einen Diebstahl alles wieder eingebüßt hatten. Ja, das Unglück verfolgte sie noch mehr. Denn es rissen sich die Thiere alle los, und entkamen, so daß sie nur noch den Prinzen übrig behielten. Und diesen waren sie im Begriff ebenfalls fortzuschicken. Sie fingen nämlich, sobald der Abend den Prinzen von seinem Schnabel befreit hatte, zu glauben an, daß er wohl ein Zauberer seyn möge, der vielleicht nicht mit sich spaßen ließe, und schrieben das bald darauf erfolgte Unglück seiner gefährlichen Gesellschaft zu. Dennoch beschlossen sie endlich, es noch die Nacht über mit ihm zu wagen, weil die Prinzessin des königlichen Hauses, durch das Gerücht von dem Schnabelmenschen neugierig geworden, ihn den folgenden Morgen sehen wollte, und weil sich seine Besitzer ein ansehnliches Geschenk von der Prinzessin ver-

sprachen. Die Nacht ging auch den Leuten zwar schlaflos und unter Sorgen, aber doch immer noch ganz leidlich hin, und am Morgen darauf nahmen sie dem vermeinten Zauberer die Stricke ab, und baten ihn, so viel sie mit ihren Mienen und Geberden bitten konnten, daß er nur das einzige Mal noch den Schnabel vornehmen möchte, den der trübe Morgen bis dahin verborgen hatte.

Ein Sonnenstral, der jetzt durch die finstern Wolken brach, gewährte ihnen ihren Wunsch, und sie wußten gar nicht, wie sie höflich genug mit dem Prinzen thun sollten. Allein eben als die Leute der Prinzessin entgegen gegangen waren, um sie zu dem Schnabelmenschen herein zu holen, verlor sich mit der Sonne auch Rosalino's Schnabel aufs neue.

Die Prinzessin erstaunte über seine

Schönheit. Seine Begleiter hingegen erschraken, und vollends erschraken sie, als er sich vor ihr niederwarf, und die Art zu erzählen schien, wie er in die Hände dieser Landstreicher gerathen war.

Der Ausgang rechtfertigte auch die Vermuthung und Besorgniß der Leute, und Rosalino hatte noch nicht ausgeredet, als die Prinzessin schon befahl, sie festzunehmen, damit sie sich nicht mehr erfrechten, Gewaltthätigkeiten an Wanderern auszuüben. Und dagegen half kein Bitten, selbst die Bitte Rosalino's nicht, welcher doch gewiß Merkmale genug von ihrer vorzüglichen Gunst erhielt.

Der Prinz hatte in seiner Erzählung seine Herkunft nur flüchtig berührt. Weil aber die Prinzessin seine schöne Gestalt mehr als flüchtig betrachtet hatte, so war es so gut, als hätte er die ausführlichste

Erzählung davon gemacht, und es kam kein Zweifel in Dorina's Gemüth. Sie nahm ihn vielmehr sogleich mit an den Hof ihres Vaters, des Königs Wolfram, und erklärte diesem bald darauf kurz und gut, daß sie gar nicht ohne den schönen Mann würde leben können.

Der König Wolfram, dessen Herzblatt die Prinzessin war, und der an dem schönen Prinzen nichts auszusetzen hatte, trug ihm seine Tochter an; allein dieser besaß Ehrlichkeit genug, um sein ganzes Unglück und das Unglück derer zu entdecken, die nur einigermaßen genau mit ihm umgingen. Der König stattete davon seiner Dorina Bericht ab; aber Dorina behauptete, daß sie lieber hunderttausend Schnäbel mit dem Prinzen tragen wollte, als keinen einzigen ohne den Prinzen, und daß sie seine schöne Gestalt schon tief genug im

Gedächtnisse hätte, um den Schnabel, wenn er einträte, zu übersehen. Weil nun der Vater hierauf die Bedenklichkeit äußerte, daß sich nichts leichter vergäße, als eine schöne Gestalt, so sagte Dorina recht verdrießlich, daß das bei ihr nicht der Fall wäre, und daß sie sich ja jede Nacht wieder aufs neue an der schönen Gestalt, zur Ertragung des darauf folgenden Tages, stärken könnte, und daß ja auch nicht einmal alle Tage so böse wären, ihren Liebling zu schnäbeln, wie ihm der eben erlebte vollkommen darthäte.

„Nun wohlan! ich habe weiter nichts „dagegen," rief der König, und benachrichtigte auch den Prinzen davon. Dieser aber glaubte, der Prinzessin selber noch einige Einwendungen machen zu müssen. Sie könnte ja, sagte er ihr, von dem gestrigen Zulaufen und Gelächter des

Volkes auf das unbeschreiblich Lächerliche seines Ansehens schließen.

Jedoch sie erwiederte, daß das unbescheidene Lachen gar nicht vorgefallen seyn könnte, wenn man von seinem Unglück unterrichtet gewesen wäre, und daß es am wenigsten wieder vorzukommen drohte, nachdem man seine heutige Gestalt gesehen hätte, welche sich aus keinem Gedächtnisse jemals wieder verlieren würde.

Der Prinz dankte Dorinen zwar für diese Artigkeit, versicherte aber zugleich, daß es noch niemanden gelungen wäre, ihn, wenn er den gelben Schnabel vorhätte, ohne Lachen anzusehen, selbst seiner Mutter nicht, und daß ihm ein solches Lachen, so schmerzlich es ihm überhaupt wäre, an seiner Gemahlin ganz besonders schmerzen würde. „Nein,“ rief er aus, „das gelingt Niemanden!“

„Niemanden?“

„Niemanden?“ fragte die Prinzessin spöttisch.

„Doch ja,“ antwortete Rosalino, „meiner Schwester, meiner lieben Schwe„ster, gelang es wirklich; aber dieser auch „unter allen allein.“ Der Prinz mußte indessen das Wort wieder zurücknehmen, weil Dorina vor Unmuth zu weinen anfing, daß er ihr zutrauen könnte, sie werde sich in diesem Stücke von seiner Schwester übertreffen lassen.

Rosalino machte auch keine Einwendung weiter gegen die Verbindung mit der Prinzessin. Denn wenn er schon keinesweges eine besondere Neigung zu ihr empfand, so wollte er doch ihrem wohlwollenden Herzen keine Kränkung zufügen, und bereuete sein Nachgeben um so weniger, wie er sah, daß sich die reizende Dorina äußerst dankbar, und grade so

benahm, als ob er sie in ein glänzendes Königshaus brächte, da es doch ganz der umgekehrte Fall war.

Die Hofleute hatten bereits alle Hände voll zu thun, um die Feierlichkeiten der Vermählung zu bereiten, welche schon den Tag darauf vor sich gehen sollte, und alle, welche den Prinzen Rosalino sahen, waren ganz voll von seinem edlen Gesichte. Und diejenigen, die ihn den Tag zuvor mit dem Schnabel gesehen hatten, straften lieber ihre gestrigen, als ihre heutigen Augen Lügen. Die andern aber, welche ihn nicht mit dem Schnabel gesehen hatten, ärgerten sich nur darüber, daß man sich nicht schäme, so ein Gelächter über Kleinigkeiten aufzuschlagen, oder, daß man aus Kleinigkeiten solche große Dinge machen könne; die letztern blieben auch alle mit einander

dabei, daß solche edle Züge durch den possierlichsten Schnabel auf der Welt nicht um ihre Wirkung zu bringen wären.

Der Beifall, welcher der Verlobten, der Prinzessin Dorina, von allen Seiten entgegen kam, machte sie nur noch immer verliebter in den Prinzen, und sie wich gar nicht von seiner Seite. Als sie auf diese Art des Nachmittags mit ihm in dem Garten saß, kam auf einmal ein Gimpel in ihren Schooß geflogen, welcher gewaltig mit den Flügeln schlug, und sich überhaupt so bitterböse anstellte, daß Rosalino sich bemühte, ihn fortzuscheuchen. Allein Dorina nahm ihn in ihren Schutz, und sagte schmeichelnd zu dem Gimpel, daß er sich ja sonst immer so freundlich und artig betrüge: was ihn denn dasmal so sehr in Harnisch brächte?

Der Vogel beruhigte sich hierauf un-

ter dem sanften Streicheln von Dorina's samtweichen Händen nach und nach ein wenig, und die Prinzessin erzählte ihrem Verlobten von dem ordentlichen Menschenverstande des Gimpels, und von seiner wunderlichen Anhänglichkeit an sie, so viel, daß Rosalino, in dessen Geschick die Gimpel aufs engste verflochten waren, den Vogel mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete.

„Wer weiß," fuhr die Prinzessin fort, „ob mein Gemahl mir zugethan seyn „wird, wie dieser Gimpel?"

Dazu griff sie zärtlich nach Rosalino's Hand.

Und sogleich fuhr der Gimpel auf diese Hand hinein, und pickte sie mit dem Schnabel dermaßen, daß das Blut sogleich daran herunter lief.

Dorina schalt nun den Vogel erst,

doch mußte sie ihn wieder liebkosen, als er sich demüthig zusammen krümmte, und um Verzeihung zu bitten schien. Sie neigte unter andern ihren Mund zu dem Gimpel, und legte etwas Futter hinein. Und sogleich kam der Vogel ganz leise, um die zarten Lippen nicht mit seinem Schnabel zu verwunden, und that auch, wie kein Futter mehr in der Prinzessin ihrem Munde war, immer noch, als ob welches darin wäre. Ueberhaupt mochte ihm das Futter nur einen Vorwand abgeben. Denn wenn man genau auf ihn Acht hatte, so sah man wohl, daß er den größten Theil davon wegschleuderte, und so viel wie gar nichts zurückbehielt.

Der Prinz gerieth nun in tiefes Nachdenken über den Vogel, so daß die Prinzessin, die seine Stimmung einer Art von Mißgunst zuschrieb, ihn lächelnd fragte,

sten nicht über der Prinzessin ihren Schnabel.

Die Prinzessin hingegen, welche von ihrem eigenen Schnabel noch gar nichts wußte, bemerkte bloß den Schnabel des Prinzen, und sah erst so starr darauf hin, und ohne irgend einen Laut von sich zu geben, daß der Prinz noch gar nicht merken konnte, was herauskommen würde. Endlich aber brach sie in ein ganz übertriebenes Lachen aus, und wollte aus der Stube laufen, um die übrigen zu holen, daß sie ihr lachen hülfen, weil sie so gar viel Lächerliches nicht allein ertragen konnte.

Aber in der Thüre schon begegneten ihr ihre Kammerfrauen, welche es ihr grade so machten, wie sie's dem Prinzen gemacht hatte, und welche ihr, wie sie den Prinzen ebenfalls sahen, die Versicherung

gaben, daß sie mit just so einem Schnabel versehen wäre. Die Prinzessin war auch wirklich ganz außer sich, wie ihr ein Spiegel ihr Gesicht zeigte.

Alles lief nun zusammen, was ein Paar Augen hatte, und alles wollte vor Lachen sterben.

Der König Wolfram lachte bald, bald tobte er, und redete auch schon von schwerer Strafe für den Prinzen. Dieser berief sich zwar darauf, daß er ja alles gestern schon vorausgesagt hätte, und daß der König nur Raison annehmen solle.

Darauf antwortete ihm denn König Wolfram, daß er nicht raisonniren möchte, und daß er als ein vernünftiger Mensch wohl einsehen müßte, wie das gar nicht der Zeitpunkt zum Raison-Annehmen wäre.

Hof und Stadt lachten übrigens so

laut, daß kein Mensch sein eigenes Wort hören konnte. Rosalino hatte daher alle Mühe, es der Prinzessin recht nachdrücklich zu versichern, daß sie ihren Schnabel gewiß wieder verlöre. Als das Gelächter endlich ein wenig abnahm, sagte sie dem Prinzen, daß ihr Heirathsversprechen doch eine kleine Uebereilung gewesen wäre. Sie war indessen gütig genug, ihm Abends die Ketten, worein ihn der König Wolfram hatte werfen lassen, abzunehmen, und seine Flucht zu befördern.

Rosalino eilte aus der Stadt heraus, suchte sich ein schickliches Plätzchen zum Nachtlager, und schlief darauf ein. So abgelegen aber der Ort auch war, so weckte ihn doch am Morgen darauf ein Gelächter, welches ein Paar Leute aufschlugen, die sein blendend gelber Schnabel von weitem herbeigelockt hatte. Unmuthig sprang er

in die Höhe, und blickte die Leute so zornig an, daß sie in Furcht geriethen, und sogleich davon eilten.

Nach einigem Sinnen über das Ungemach, welches seiner noch warten könnte, verweilte sein Auge mit Wohlgefallen auf einem Teich, dessen blaue Wellen nicht weit davon glänzten; und mit Einem Male richtete er seine Schritte nach dem Teiche hin, um der Sache durchaus abzuhelfen. Wie er aber eben im Begriff war, einen herzhaften Sprung hinein zu thun, flog ein Vogel auf seine Schulter, und verwundete seinen Hals durch einige Bisse. Der Laut des Vogels sagte ihm, daß es ein Gimpel wäre, und sogleich hielt er einen Augenblick inne, und der Vogel kam ihm auf die Hand geflogen. An der altklugen Miene dieses Thiers merkte er bald, daß er mit keinem ordinairen Gimpel

zu thun hatte, ja es kam ihm sogar vor, als sey es derselbe, welcher vorgestern so eifersüchtig gegen ihn that. Was kann Dir das Eine Thier helfen, dachte er indessen, selbst wenn Du es aufbewahrtest? Er schleuderte hierauf den Gimpel von seiner Hand weg, und wollte den vorigen Entschluß ins Werk setzen. Aber da erhob der Gimpel mit Einem Male ein durchdringendes und sonderbares Geschrei, welches Leute, die in der Entfernung gingen, aufmerksam machte; und der Prinz, der mit Recht schloß, daß er unter solchen Umständen auch im Wasser keine Ruhe haben würde, verließ den Platz, und ging am Ufer hin. Darauf wurde denn der Gimpel, so böse er sich angestellt hatte, dermaßen freundlich und schmeichlerisch, daß es gar nicht auszusprechen war. Er flog sodann ein Stückchen Weges, setzte sich

hin und sah sich um, ob der Prinz auch nachkomme. Wie das wirklich geschah, so bezeigte der Vogel seine herzliche Freude, flog wieder ein Stückchen Weges, setzte sich dann, und wiederholte dieses immerfort. Wenn der Gimpel ausersehen wäre, mich den rechten Weg zu führen! dachte Rosalino endlich. Er vergaß darüber den Teich, von dem er ohnehin immer weiter abkam, und bemerkte auch schon gegen Mittag die Berge wieder, wohin er sich vor einigen Tagen so sehnlich gewünscht hatte, und von denen er durch den Wagen weggeführt worden war. Vielleicht! meinte er, und ging dem unermüdeten Gimpel immer nach, bis es Abend wurde.

Nun aber blieb der verständige Gimpel an einer einsamen Stelle mit ihm stehen, und ruhte und rastete nicht eher, als bis sich der Prinz zum Schlafen niedergelegt hatte.

Mit erwachendem Morgen erwachte Rosalino, und der Gimpel fuhr grade da fort, wo er's den Tag zuvor gelassen hatte; auch verweilte er sich niemals, außer wenn der Prinz etwa inne hielt, um sich der Früchte, die sich unterweges fanden, zu seinem Frühstück oder Mittagsmahle zu bedienen.

In der That gelangte Rosalino dem erwünschten Ziele immer näher, und frohlockend hüpfte sein Vogel gegen Abend den Berg hinauf vor ihm her.

Dennoch war es schon Mitternacht, wie sie auf dem Gipfel ankamen, wo die Wißbegierde des Prinzen seiner Müdigkeit weichen mußte.

Nach einem kurzen aber überaus stärkenden Schlafe war es ihm, als ob die Rosenfarbe des Morgens in seine Augen dränge. Er stand daher von seinem Lager

auf, und bemerkte sogleich eine leichte Wolke, die sich nicht weit von ihm auf dem Berge niedergelassen hatte, und die eben den rothen Lichtschein von sich gab.

„Ich verlieh Dir,“ sprach jetzt mit Einem Male eine bei allem Zorne noch schöne weibliche Stimme aus der Wolke heraus, „ich verlieh Dir die Macht, einer „unsichtbaren Dienerin zu gebieten. Aber „Du ließest Dir's bei ihren Diensten wohl „seyn, und bekümmertest Dich so wenig „um die Lehren, welche sie Dir auf meinen „Befehl gab, daß ich Dir diese Dienerin „wieder entzog. Du hättest eine härtere „Strafe dafür verdient, daß Du das „Glöckchen, welches vor zwanzig Jahren „schon die böse Frau Dunkelherz durch „meine Einwirkung verlor, so unbedenk„lich in die Hände ihrer Blendwerke ga„best. Ohne Klöppel, wie vormals dieses

„Kleinod durch Diebstahl in ihre Gewalt
„gerathen war, konnte sie bloß damit Ver=
„wandlungen hervorbringen; jetzt hat es
„einen Geist in ihre Dienste gebracht, der
„freilich kein so hübsches Geschöpf ist, als
„das unsichtbare, das ich Dich mit dem
„Glöckchen hervorrufen ließ, aber doch
„immer einer der ihr mächtige Hülfe lei=
„sten, und dessen ich sie nicht berauben
„kann, so lange dieses kleine Instrument
„in ihrer Hand tönen wird. So nützlich
„Dir indessen das Glöckchen auch gewesen
„seyn würde, so hätte sie sich doch gewiß
„seinetwegen nicht die Mühe genommen,
„und zuverlässig bloß auf den schwarzen
„Ring ihr Absehen gerichtet, wenn ihr
„bekannt gewesen wäre, daß er sich an
„Deinem Finger befände. Das wußte
„sie aber noch nicht. Nur von weitem
„hatte sie das Glöckchen gehört, und über=

„sah auch nachher, wie sie Dein Mitleid
„mißbrauchte, den Ring an Deiner Hand,
„weil ich ihn, Dir zum Besten, alles Glan-
„zes, der ihm eigen ist, vollkommen be-
„raubt hatte. Ihr nunmehriger Diener
„durch das Glöckchen, der häßliche Mur-
„kulf, der eine jede von ihren Fragen be-
„antworten muß, hat ihr zuerst Auskunft
„über den Ring gegeben, und es war noch
„gut, daß ich mich in der Nähe aufhielt,
„wie sich Frau Dunkelherz Wagen und
„Pferde herbeischaffen ließ, Dich um Dei-
„nen Ring zu berücken. Wäre dieser Ring
„an ihren Finger gekommen, so verspätete
„das Dein Glück um viele Jahre, und
„vermehrte die Mühseligkeiten, welche
„Dir vielleicht noch bevorstehen, außer-
„ordentlich, wenn schon, wie die böse
„Frau fälschlich wähnte, meine Tochter
„nicht durch ihn in ihre Gewalt gera-

„then seyn würde. Zu Deiner Strafe „sage ich Dir nun noch, daß der Ring es „war, der Dich aus dem Kerker befreite, „worin ich Dich wegen des verschleu„derten Glöckchens gezüchtiget hatte, und „daß Dein Glück Dir auf dem Fuße ge„folgt wäre, wenn Du den Ring bewah„ret hättest."

Um Rosalino's Reue noch mehr zu verstärken, hielt die Fee bei diesen Worten ein wenig inne; doch war sie eine zu gutmüthige Frau, um mit ihrem Troste lange auszubleiben, und fuhr daher folgendermaßen fort: „Obschon Frau Dunkelherz „Dich, weil ihr ganz unbekannt ist, wie „fürchterlich Du ihr noch werden kannst, „nicht sonderlich aufsuchen wird, um Dir „zu schaden, so könnte es doch möglich seyn, „daß sie Dir, aus angeborner Schaden„freude, wenn Du ihr etwa in den Wurf

„kämst, eins anhängen wollte. Daher „warne ich Dich auch künftig vor ihren „Tücken. Besonders hüte Dich ein bunt„farbiges Netz von irgend jemand anzu„nehmen. Solche Netze sind verdächtig. „Ein alter Zauberer hat der Frau Dun„kelherz einige dergleichen gestrickt, worein „sich alles Unglück, das in der Nähe ist, „zum Nachtheil des Besitzers zu fangen „pflegt. Hierdurch gebe ich Dir zugleich „den Aufschluß, warum Dir mit den „Gimpeln und mit dem Rabenkopfe alles „so schlecht von statten ging. Nur das „Netz, welches Du unter dem Kopfe lie„gen hattest, zog die Landstreicher zu Dir „heran, und brachte sie selbst ins Unglück, „wie sie Dich dieses Netzes beraubten. „Seit es ihnen die Obrigkeit, welche sie „gefangen setzte, abgenommen, sind sie „frei geworden, und schon brechen die

„Wirkungen dieses Unglücksnetzes über „jenes Königshaus herein.“

„Doch jetzt keine Aufschlüsse weiter, „da es Zeit ist, Dich Deinem Nachdenken „zu überlassen. Ich verstatte Dir näm„lich die Gunst, mir Deinen eifrigsten „Wunsch zu offenbaren, und verspreche „Dir die Mittel zu seiner Erfüllung an „die Hand zu geben, in so fern er nichts „unbilliges enthalten sollte.“

Rosalino erwartete kaum, daß die Fee ausgeredet hatte. Aber sie ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sprach: „Ge„mach, gemach! Durch mich soll Dein „Hang zur Voreiligkeit nicht genährt wer„den. Daher setze ich denn auch hinzu, „daß Du Dein Wort, wenn es Einmal „ausgesprochen ist, nicht zurücknehmen „darfst. Drei Tage gebe ich Dir Be„denkzeit.“

Der Prinz wollte sprechen, als die Wolke hinwegflog.

Rosalino, dem der Schnabel das Herz beinahe abdrückte, sann über seinen Wunsch nicht lange nach, und wunderte sich nur, wie eine so gute, verständige Frau, als die Fee, nicht darauf verfallen könnte, was er wünschen müßte, und es quälte ihn ganz unaussprechlich, daß die langweilige Zeit gar nicht verstreichen wollte.

Als nun endlich die drei Tage um waren, kam auch die Wolke wieder den Berg herüber. Die Fee, welche in der Wolke steckte, ermahnte den Prinzen nochmals, daß er seinen Wunsch wohl überlegen möchte, und der Prinz sagte kurz und schnell, daß er vor allen Dingen gern von seinem gelben Schnabel befreiet wäre.

Und kaum hatte Rosalino den Wunsch herausgesagt, so schien es ihm auch, als

ob die Rosenfarbe der Wolke etwas verbliche. Gewiß aber war es, daß der Ton der Stimme um ein merkliches unfreundlicher wurde. Die Worte der Fee lauteten folgendermaßen:

„Es soll Dir gewährt seyn, was Du „gebeten hast. Doch mußt Du zuvor „die Arbeiten vollbringen, welche Dir „Frau Dunkelherz neulich bloß darum anrieth, weil sie überzeugt war, daß Du „sie mit dem Netze nicht ausführen könntest, und daß Dir dadurch Dein Schnabel um keinen Augenblick eher vom Munde genommen würde. Denn, standest „Du in meiner Gunst, so konnte ich Dir „ja jeden Augenblick dasselbe sagen, und „warst Du durch Dein voreiliges Mitleid „und Zutrauen aus derselben gefallen, so „geriethen nur vierzehn Gimpel in Deine „Hände, ein funfzehnter hingegen blieb

„in meiner Gewalt, welcher die ganze „Entzauberung aufzuhalten vermochte. „Dort auf jenem Berge wirst Du ein Netz „und ein Bündel Beeren finden. Nimm „dieses Netz zu Dir, und stecke die Beeren „nach und nach auf deinen Hut. Reise „damit im Umkreise von zehn Meilen her„um. Mancher Gimpel wird Dich, die„ser Beeren wegen, umflattern. Doch „würdest Du Dir ein sehr beschwerliches „Gepäck aufladen, wenn Du sie alle mit „Dir nehmen wolltest. Du wirst indessen „recht wohl thun, wenn Du jeden Gim„pel, den Du bekommen kannst, auf die „linke Hand nimmst, und dreimal mit „der rechten über seinen Rücken herunter„streichst. Denn nur solche, welche Dir „diese Schmeicheleien mit dem Namen „Gelbschnabel erwiedern, sind werth, daß „Du sie in Dein Netz aufnimmst. Hast

„Du jene vierzehn Gimpel, welche der „unter sie gefallene Rabenkopf ausein„ander gescheucht hat, wieder beisammen, „dann will ich Dir den funfzehnten nicht „vorenthalten, denselben, welcher Dir „den Klöppel auf die Nase warf, und Dich „auf diesen Berg geleitete. Sind die Gim„pel nur einmal Dein, so hat es mit jenem „Rabenkopfe weiter keine Noth. Er wird „gewiß auf einem benachbarten Baume „sitzen, wovon ihn Dir ein einziger Stein„wurf herabbringen kann."

„Um Dich nun auch bei der Fütterung „des Raben, dem Du den Kopf aufsetzen „mußt, vor mancher Gefahr zu bewahren, „will ich Dir die Gabe verleihen, Dich „unsichtbar zu machen. Sobald Du drei „Mal Deinen Spitznamen ausrufst, sollst „Du es werden, Du nebst Deinem Ge„päck und allem was zu Dir gehört. So-

„bald Du dagegen den Namen Alina zu „dreien Malen aussprichst, wirst Du wie„der sichtbar seyn. Jetzt geh und befolge „das, was ich Dir, auf Deine ausdrück„liche Bitte, angerathen habe."

So viel Verdruß aber in dem Tone der Fee, und besonders in dem ihrer letzten Worte lag, so beunruhigte das den Prinzen doch nur wenig, da er hörte, daß er seinen Wunsch erreichen sollte. Er lief nach dem Netze und nach den Beeren, nahm das erstere, wie die Fee befohlen hatte, und steckte einige von den Beeren auf seinen Hut. Darauf eilte er den Berg hinunter.

Weil die Beeren nun von einer ganz vortrefflichen Art seyn mochten, so fand sich der Prinz in kurzem von Gimpeln so umgeben, daß er weder einen Schritt vor, noch einen hinter sich sehen konnte. Ja, er würde es nicht ausgehalten haben, wenn

er sich nicht zuweilen zur Erholung ein Bischen unsichtbar gemacht hätte. Es waren nach Verfluß von einigen Tagen schon so viele Gimpel da gewesen, daß er die Gimpel aus der ganzen Welt gestreichelt zu haben glaubte, und des Dinges von Herzen satt und überdrüßig war. Am siebenten Tage fing er endlich den vierzehnten Gimpel, welcher den Namen Gelbschnabel rief, wirklich ein, auch hielt die Fee mit dem funfzehnten ihr Wort, denn der kam augenblicklich hinterher. Den Rabenkopf brachte ein Steinwurf dem Prinzen ebenfalls kurz darauf in die Hände.

Rosalino trat daher, mit ihm und seinem Mandel Gimpel auf dem Rücken, die Reise nach seiner Vaterstadt an. Weil er natürlicher Weise schon viel früher, als er dort eintraf, sich die Erlaubniß unsichtbar zu seyn, zu Nutze gemacht hatte, so konnte

ihm auch, wenn er den Leuten die ihm begegneten hübsch auswich, kein Unfall zustoßen. Allein es fehlte nicht viel, so wäre seine Unachtsamkeit darauf beinahe zum Verräther an ihm geworden. Er blieb nämlich, als ein recht stattlicher fremder Prinz vorbeigefahren war, der sich, wie das Volk unter einander schwatzte, um die Prinzessin Rosalina bewarb, ein wenig in Gedanken stehen, sah dem schönen Wagen nach, und bemerkte einen hastig vor sich hin schreitenden vornehmen Mann, welcher auf ihn zukam, so wenig, daß dieser sich beinahe die Nase an seiner Schulter entzwei gerennt hätte. In dem ersten Schrecken griff denn der vornehme Mann um sich, und fühlte, daß er auf einen wirklichen Menschen gerathen wäre. Da er indessen keinen sah, so erschrak er dermaßen, daß er sogleich wieder zurückprallte.

Wenn nun auch Rosalino dadurch Zeit gewann, sich zu retten, so hatte er doch alle mögliche Ursache seine Unachtsamkeit zu verwünschen. Denn der vornehme Mann schrie überall aus, daß unsichtbare Menschen in der Stadt herumliefen, die ihr Absehen auf die Nasenbeine ehrlicher Leute gerichtet hätten. Und das schrie der Mann so lange aus, bis der König Befehl gab, alles durchzüsuchen, und überall nachzuhorchen, ob man diese Störer der öffentlichen Ruhe nicht erwischen könne. Und so sicher der gute Prinz bisher vor den Ohren der Leute gewesen war, weil niemand da etwas zu hören glaubte, wo man nichts sah, so unsicher machte ihn sein Gang, der so hörbar als möglich schallte, da man jetzt dahin grade am allermeisten horchte, wo sich auch nicht das allergeringste sehen ließ.

Es gelang ihm indessen, allen Nach-

stellungen zu entgehen, und seine Verrichtungen auf dem Fenster des Schlosses zu Stande zu bringen.

Der Rabe, welcher noch immer mit muthigen Schritten hin und her ging, hatte zwar, wie ihm sein Kopf wieder aufgesetzt ward, eine so große Freude, daß er den Prinzen dadurch verrathen haben würde, wenn man noch auf den Vogel geachtet hätte, und wenn der Rabenkopf sichtbar geworden wäre. Allein erstens hatte sich die vielen Jahre her an dem Thiere alles so satt gesehen, daß sich niemand mehr darum bekümmerte, mochte der Rabe auch anfangen was er wollte. Sodann blieb nicht nur der Kopf unsichtbar, sondern der Prinz wußte auch gar nicht, wo der Rabe die Gimpel hinthat, wovon er ihm tagtäglich einen zu verzehren gab. Denn nirgend sah man eine Spur davon wieder, sobald

sie der Vogel in seinem Bauche gehabt hatte. Ein großes Geräusch ließ sich freilich allezeit bei der Gelegenheit hören, auch rauschte es dem Prinzen immer noch nachher, wo er ging und stand, vor den Ohren; weil er jedoch seine Entzauberung zu stören fürchtete, so litt er's geduldig, ohne die Sache zu untersuchen, bis der Vogel endlich das ganze Mandel Gimpel aufgezehrt hatte.

Und der Rabe, der so lange er Rabe gewesen war, noch keinen vernünftigen Laut von sich gegeben hatte, erhob ein Freudengeschrei, bis der ganze Hof an's Fenster kam. „Dein Zauber ist gelös't, „Rosalino!" rief er in Einem fort; und das Gedränge auf der Straße, auf dem Schloßberge, und nach dem Fenster zu, wurde immer stärker. Wie nun das Volk vor lauter Menschen welche es nicht sah,

nicht an das Fenster kommen konnte, fing es an zu schreien: „Wir haben die Unsicht„baren erwischt, wir haben sie erwischt!"

„Alina, Alina, Alina!" rief der Prinz, und kaum hatte er den Namen zum dritten Male ausgesprochen, so war auch nichts unsichtbares mehr, weder an ihm, noch um ihn herum. Und im Schlosse schrie man nichts weiter, als: „Prinz „Rosalino ohne Schnabel!" und außer dem Schlosse schrie man ebenfalls nichts weiter, als: „Prinz Rosalino beim hell„sten Sonnenschein ohne Schnabel!"

Unter allen Stimmen aber, die der Prinz dieses schreien hörte, gefiel ihm seiner lieben Schwester ihre Stimme am meisten, und er eilte, sobald sie ihm in die Ohren drang, zur Thüre hinein. Vergebens bemühte man sich jedoch, diese hinter dem Prinzen zuzumachen. Denn

eine Partie stummer Leute ließ gar nicht von ihm ab. Der Prinz selber erstaunte über ihre Keckheit, und mochte die Anhänglichkeit, welche ihm die zum Theil gar gebrechlichen Stummen bezeigten, durchaus nicht haben, bis ihn ihre Zahl auf den rechten Weg leitete, und er in den funfzehn Stummen das Mandel Gimpel zu sehen glaubte, welche der Rabe zu unsichtbaren Menschen gefressen hatte.

Wie den Prinzen selbst, so hatte sein dreimaliges „Alina!" auch diese Stummen sichtbar gemacht.

Nunmehr konnte sich Rosalino das Geräusch um sich herum wohl erklären, das mit jedem Tage stärker geworden war.

So sehr nun die Königin über die Heilung ihres geliebten Sohnes erfreut

war,

war, eben so sehr kränkte sie das Gefolge, mit dem er erschien. Sie konnte sich daher auch gar nicht helfen, und mußte gleich in Ohnmacht fallen. Dem Könige aber erging es noch schlimmer. Die Freude, seinen Sohn beim hellsten Tage ohne Schnabel zu sehen, griff ihn dermaßen an, daß er gradezu in Rosalino's Armen den Geist aufgab.

Der Szepter des Königs Schläfrig fiel bei dieser Gelegenheit in des Prinzen Hand, und Prinzessin Rosalina, welche das mit angesehen, legte es als ein Zeichen aus, daß der Prinz, und nicht sie, über das Volk herrschen solle.

Der edle Wettstreit darüber, zwischen ihr und dem Prinzen, konnte jedoch nicht eher recht aufkommen, als bis der alte König, unter vielen Thränen und Händeringen von Seiten der Familie, beigesetzt

worden war. Jetzt aber erhob er sich auch desto lebhafter. Prinz Rosalino behauptete, daß das Gefühl, seinen Vater getödtet zu haben, Unglücks genug für ihn wäre, und daß er seinen Szepter und seine Krone schon darum nicht führen könne. Die Prinzessin hingegen behauptete grade das Gegentheil, stellte die Sache als einen Beschluß des Schicksals vor, und wußte alle ihre Behauptungen so anschaulich zu machen, daß der ganze Staatsrath sich auf ihre Seite neigte. Der Prinz, hieß es bald, habe den Schnabel verloren, welcher ihn allein von der Thronfolge ausgeschlossen; zum Ueberflusse sey ihm auch noch der Szepter in die Hand gefallen; kurz, ihm gebühre der königliche Thron. Dem Volke, welches aus der Erfahrung wußte, daß schwächliche Könige den Szepter, zuweilen wider ihren Willen, hierhin

und dahin hatten fallen lassen, wo er gar nicht hin gehörte, schien der robuste Prinz Rosalino ungleich besser zum Könige tauglich, als die kränkliche Prinzessin; daher war es ebenfalls der Meinung, daß der Prinz, seitdem er keinen Schnabel mehr habe, ein viel tüchtigerer Regent seyn müsse, als Rosalina eine Regentin.

Es sprach auch weiter Niemand dagegen, als Rosalino, und zwei oder drei Dutzend ausländische Prinzen, die sich insgesammt im Schlosse befanden, um die Erbprinzessin zu heirathen. Weil jedoch diese Prinzessin noch gar nicht daran gedacht hatte, einen von den zwei oder drei Dutzend Prinzen mit ihrer Hand zu beglücken, so wurde nicht viel auf diese Leute gegeben, die außerdem nichts weiter thaten, als sie mit ihrer Neigung und mit ihren Lobeserhebungen und mit ihren schmachtenden Blik-

ken ganz erschrecklich zu quälen. Kaum hörten die ausländischen Prinzen indessen, daß sich Rosalino schlechterdings nicht länger gegen die Krone sträuben könnte, die man ihm mit Gewalt auf den Kopf setzte, so nahmen sie auch alle vom Hofe Abschied, und ein jeder reisete dahin, woher er gekommen war.

Ein einziger fremder Prinz, welcher Gutherz hieß, und den sein Vater geschickt hatte, sich um die Erbprinzessin zu bemühen, zeichnete sich immer vor den andern aus, und reisete auch jetzt nicht mit ihnen ab. Er hatte bereits eine unglückliche Liebe im Herzen sitzen, und wenn schon aus der nicht viel werden zu können schien, so nahm sie seinen Verstand doch so gänzlich ein, daß ihm die Erbprinzessin, so viel schöne Tugenden er ihr zugestehen mußte, doch nicht sonderlich gefallen konnte. Jetzt aber fühlte

er die Kränkung, die seines Erachtens darin für Rosalinen lag, daß sie nun, da sie keine Krone mehr besaß, von allen verlassen wurde; und jetzt faßte Prinz Gutherz eine ordentliche Neigung zu ihr, bei der sie auch wirklich nicht ganz gleichgültig blieb.

Da nun Prinz Rosalino, der an dem Prinzen Gutherz ein außerordentliches Behagen fand, dieses merkte, so führte er selber bei seiner Schwester das Wort für ihn, wenn auch nicht ohne alles Seufzen. Aber mit der Schwester konnte sich Rosalino doch einmal nicht verheirathen, und so groß war seine Thorheit nicht, daß er sich gegen das Schicksal empört hätte.

Die Prinzessin ehrte den guten Rath ihres geliebten Bruders, und gab ihm dagegen den ihrigen, daß er ebenfalls eine Gemahlin heimführen möchte, und Volk

und Stände unterstützten ihre Bitte. Denn, sagten die letztern: „unser Thron „ist erstaunlich groß und weit, und muß „von allem Anfange zu zweien eingerich„tet seyn. Die Urkunden beweisen auch, „daß jeder König, der in dem Thron allein „sitzen blieb, gar schief und liederlich re„gierte."

Weil nun Rosalino auf alte Erfahrungen etwas hielt, und sich so was Böses nicht nachreden lassen wollte, so faßte er den Vorsatz, sogleich nach einer Gemahlin auszugehen; doch vergaß er nicht, vor der Abreise die Hand seiner Schwester in Prinz Gutherzens Hand zu legen. Als er schon hinaus war, rief ihn die verwittwete Königin noch einmal zurück, und empfahl ihm, daß er ja recht bald wiederkommen, und nicht etwa Schaden nehmen solle. „Die Begleiter aber," sagte sie ihm in's

Ohr, „möchte er beileibe nicht wieder mit„bringen!" Prinzessin Rosalina wiederholte ihren Händedruck, der Hof wiederholte sein Abschiedskompliment, und das Volk schrie in Einem fort: „Gott bewahre „unsern König!" wie es in vorigen Zeiten schon manchmal geschrieen hatte: „Gott „bewahre uns vor unserm Könige!"

Als der neue König unterweges über die heimliche Rede seiner Mutter ein wenig nachgedacht hatte, konnte er es ihr nicht verdenken, daß sie die funfzehn Stummen so wenig leiden mochte; denn er selber wäre ihr Gefolge herzlich gerne los gewesen. Besonders fatal waren ihm einige davon, die mit Keichhusten und mancherlei Leibesgebrechen, und mit den Schwächen eines Alters behaftet waren, das sie gar noch nicht erreicht zu haben schienen. Aber umsonst bat er die Stummen, um-

sonst drohte er ihnen; überall wo der König einkehrte, kehrten die funfzehn Stummen mit ihm ein.

So viel Lächerliches indessen auch das Gefolge an sich hatte, so wenig bemerkte man's, wenn Rosalino vor ihm her ging. Seine überaus herrliche Gestalt bezauberte alles so sehr, daß keine Seele an's Lachen denken konnte, und der König mochte einsprechen, an welchem Hofe er wollte, überall verliebten sich die Prinzessinnen in seine schöne Figur, in sein schönes Herz und in seine schöne Hand, bevor sie noch wußten, daß mit seiner schönen Hand ein schönes Königreich verbunden war.

So viel Liebe und Reize aber dem Könige entgegen kommen mochten, so wenig wußte er damit anzufangen. Denn sein Herz sagte ihm bei allen den bildschönen Prinzessinnen so wenig, daß er, nachdem

er ein halbes Jahr fruchtlos herumgestrichen war, sich zu gar nichts hatte entschließen können, ob er schon manchmal tüchtig darüber nachgesonnen hatte. Die eine Prinzessin war ihm zu groß, die andre zu klein, die eine zu dick, die andre zu dünn, die eine zu verständig, die andre wieder zu unverständig, und so weiter, Bei alledem konnte er sich's nicht verhehlen, daß diese Fehler eigentlich nicht in den Prinzessinnen, sondern in ihm selber, und in seinem Eigensinne, und in seiner Tadelsucht lägen, und daß jede von ihnen seiner würdig wäre. Eine einzige nur, die übrigens ganz außerordentlich schön war, wollte er schlechterdings nicht haben. Denn die that ihm gar zu verständig, und die altklugen Mädchen und Weiber waren ihm, von seiner frühsten Jugend an, recht in der Natur zuwider gewesen.

Weil ihm nun die Wahl zwischen den übrigen zu schwer wurde, und auch, weil er zu den wenigen Leuten gehörte, die eine Heirathssache nicht gern auf die leichte Achsel nehmen, so entschloß er sich, der guten Fee auf dem Berge die Frage vorzulegen: welche von allen diesen bildschönen Prinzessinnen er wählen müsse, um das zu werden, was man im gemeinen Leben so recht glücklich nennt. Unter manchem Seufzer seines gebrechlichen Gefolges, kam er endlich auf Alinens Wohnsitze an. Ein Pallast, dessen Glanz und Pracht die Augen verblendete, ohne ihnen weh zu thun, hatte sich während der kurzen Zeit, daß Rosalino nicht da gewesen war, auf den Befehl der mächtigen Fee dort hingestellt, und junge, schöne Dienerinnen empfingen den König an der Thüre, hießen ihn hineingehen, und wehrten sein Gefolge ab,

Einen davon ausgenommen, den der König immer gern hatte, und der auch unter allen funfzehn allein jung und wohlgestaltet aussah.

Man hätte es dem Pallaste aber gar nicht von außen angesehn, wie viel Raum man darin fand, und Rosalino mußte durch eine solche Menge Zimmer gehen, wovon immer eins prächtiger war, als das andre, daß es ihm nachgerade langweilig zu werden anfing. Doch in dem Augenblicke noch, that sich ein Saal auf, in dessen Grunde ein Thron stand, herrlich, wie es keinen auf der ganzen Welt geben kann, indem er und alle Verzierungen um ihn herum, aus einem einzigen Diamanten geschnitten waren. Dennoch wollte seine Herrlichkeit so viel wie nichts bedeuten gegen die Fee Alina, welche darauf ihren Sitz hatte. Ebenmäßig und

zierlich wie ihr Arm, war ihr ganzer Körper, und ihre Augen erleuchteten ganz allein den ungeheuer großen und bewundernswürdigen Saal.

Rosalino nahte sich langsam, ließ sich ehrerbietig vor ihr nieder, und brachte seine Frage vor. Aber die Fee fing darauf an die Augenbraunen so herabzuziehen, daß es schon ganz dunkel im Saale wurde, und dem Könige beinahe aller Muth ausgegangen wäre.

„Unbesonnener!" redete ihn die Fee endlich an, „schreibe Dein Mißgeschick „Dir selber zu. Drei Tage und drei „Nächte ließ ich Dir Zeit einen Wunsch „auszusuchen. Du verschwendetest sie. „Laß mich glücklich werden! hättest Du „wünschen sollen. Aber damit ich Dich „ja nicht auf eine andere Weise glücklich „machen möchte, als Du Dir nun ein-

„mal eingebildet hattest, so glaubtest Du „den Weg zu Deinem Glücke selber ange„ben zu müssen. Es ist Dir geschehen, „wie Du gewollt hast, und ich gehe nun „zur Beantwortung der Frage über: mit „welcher Prinzessin Du recht glücklich seyn „würdest; und sage Dir darauf: daß „Dein Schnabel die einzige Pro„be ist, die Du anzustellen ver„magst, und daß Du nur durch die„jenige zufrieden werden kannst, „die Dich mit deinem Schnabel se„hen, und dennoch lieben wird."

Kaum war das letzte Wort heraus, so verschwand auch der Thron mit der gestrengen Frau, und dieselbe Gestalt in einem leichten, einfachen Gewande erschien kurz darauf und ging zu dem Könige hin, welcher trostlos, daß er mit seinem Schnabel sein Glück verscherzt hatte, zur Erde gesunken war.

Die Fee schien in dem veränderten Anzuge ein ganz anderes Wesen geworden zu seyn, und that alles, um den König zu erheitern. Versprach sie doch endlich sogar, aber freilich mit einem Vielleicht, das ein bedenkliches Kopfschütteln begleitete, ihm den Schnabel wieder zu schaffen, wenn er ihr noch einen Dienst würde geleistet haben; nur müßte diesen Abend von solchen ernsthaften Dingen nicht weiter die Rede seyn.

Unter Fröhlichkeit und Scherz verging die halbe Nacht, und am Morgen sagte die Fee, daß der König nunmehr seinen Weg antreten müsse, wenn er ihr den Dienst leisten wolle. Es komme dabei auf nichts mehr und auf nichts weniger an, als der Frau Dunkelherz ein Mädchen zu entführen, das sie in einen schwarzen dicken Thurm mit sich eingeschlossen habe. Es werde ihm auch zuverlässig gelingen,

wenn er's recht anfange, und dabei nur halbwege als Held zu Werke gehe. Es sey mit der Macht, die sich Frau Dunkelherz zusammen gelogen und getrogen habe, nicht weit her, und sie liege schon beinahe in den letzten Zügen.

Alina gab dem Könige hierauf einen Wink zum Gehen, zeigte mit ihrem Finger grade aus, und Rosalino empfahl sich.

„Halt!" rief die Fee, als die Stummen ihn begleiten wollten: „ein König „muß ein Mann seyn, und keine Gefahren „scheuen. Er bedarf auch bei dem was er „jetzt vor hat, eurer Hülfe ganz und gar „nicht. Bleibt ihr nur hier, und erwartet euer Geschick in Ruhe."

Einen einzigen aus den funfzehn, den jungen nämlich, welcher Zelidor hieß, und in ihrer besondern Gnade stand, rief sie zu sich, und trug ihm heimlich auf, daß er

dem Könige von weitem nachgehen, und ihr, die jetzt grade nicht Zeit hätte auf ihn Acht zu geben, Nachricht von ihm und dem Hergange der Sachen bringen sollte.

Nach einem mühseligen Wege kam Rosalino endlich vor dem schwarzen Thurme an, von dem ihm Alina gesagt hatte. Schon von weitem sah er ein Mädchen mit rothgeweinten Augen am Fenster, welches gewiß dieselbe war, durch deren Befreiung sein Heldenmuth geprüft werden sollte. Denn sie winkte dem Könige mit ihrem Schnupftuche; doch fing ihr Muth schon zu sinken an, als Rosalino vor dem Anblick von zwölf kohlpechrabenschwarzen Riesen, welche das Thor bewachten, ein wenig zurückprallte.

Nun, dachte der König, wenn der ihre Macht in den letzten Zügen liegen soll!

Die Fee möchte ich gekannt haben, wie sie ihre Kräfte noch beisammen hatte! Die Kerl sehen ja ganz barbarisch aus!

Weil er indeß der Fee Alina die Sache einmal zugesagt hatte, so faßte er sich doch ein Herz, und that den Mohren die Frage: ob sie ihn wohl in den Thurm hinein lassen wollten?

Hierauf sahen die schwarzen Riesen, die bisher unbeweglich dagestanden hatten, einander mit Zähnefletschen an.

Der König wiederholte seine Frage etwas kleinlaut, und sie schlugen ein solches Gelächter auf, daß der ganze Thurm davon wankte.

Das Lachen verdroß jedoch den König, daher zog er seinen Degen heraus, und fragte zum dritten Male. Und gleich darauf machte er seine Augen zu, damit er's nur wenigstens nicht mit ansähe, wenn sein Kopf

auf die Erde flöge, und hieb, ehe die Mohren noch ihre ungeheuren Schwerter aus der Scheide gezogen hatten, mit aller Gewalt auf sie ein. Kaum merkte er nun, daß die ersten beiden Paar Riesen seiner Tapferkeit wirklich gewichen waren, so machte er die Augen wieder auf, und kroch, weil er nun einmal Muth gefaßt hatte, den übrigen unter den Beinen hindurch. So kam er denn glücklich in den Thurm hinein. Ehe er sich aber noch darin umsehen konnte, flog schon ein Thor hinter ihm zu, und er fand sich in den Thurm gesperrt. So viel Ellen dick aber auch das kristallene Thor seyn mochte, so war es doch zugleich so durchsichtig, daß er deutlich sehen konnte, wie die Mohren vor Scham, oder Furcht, wie todt auf ihren schwarzen Gesichtern lagen.

Hier ist weiter nichts zu thun, als vor-

wärts zu gehen, dachte der König. Er wurde indessen nicht wenig stutzig, als ihm mit Einem Male ein Mensch auf den Leib trat, wie es keinen auf der ganzen Welt mehr geben mochte. Denn die schwarzen Riesen vor der Thür, waren nur bloße Zwerge gegen den, der seine dreihundert Ellen gewiß, eher mehr als weniger, messen konnte. Er hatte zwei entsetzliche Schwerter bei sich, wovon er eins dem Könige überreichte, wahrscheinlich, daß er sich mit ihm schlüge. Der König nahm sich indessen nicht einmal die Mühe das Schwert zu berühren, sondern gab dem Riesen, wie dieser sich bückte, um zu sehen, wo dem kleinen Dinge von König das Herz säße, mit seinem Degen einen so kräftigen Stich in die Schläfe, daß das Ungeheuer augenblicklich todt zur Erde niederkrachte, und im ganzen großen Zimmer weiter nichts

für den König zu besorgen war, als daß er sich den Kopf an den Wänden zerstoßen könnte. Denn der Fall des Riesen hatte den ganzen Thurm dermaßen erschüttert, daß er wie ein Schiff auf stürmischem Meere hin und her wogte. Rosalino wußte auch unter den Umständen nichts bessers zu thun, als sich so lange auf die Erde niederzulegen, bis der Thurm zur Ruhe gekommen war.

„Wieder eine That glücklich vollbracht!" rief der König endlich, indem er aufstand. Als er nun aber ein starkes Rumoren im Nebenzimmer hörte, überfiel ihn doch aufs neue ein kleines Frösteln, das ihm das Weiterschreiten verleidete. „Nun," rief er aus, „und was gewinne ich am Ende, wenn ich auch noch ein Dutzend solcher Abenteuer glücklich bestehe? — Meinen Schnabel vielleicht wieder!" antwortete er sich mit niedergeschlagener Stim-

me. „Und dann stände ich auf dem alten
„Flecke, würde ausgelacht wie zuvor, und
„käme dazu in neue Gefahren. Nein,
„statt eines solchen Lebens wollte ich mich
„lieber mit gar keinem begnügen. Drum
„Muth gefaßt, und an's Werk gegangen!
„Kann man doch nur ein einzigesmal um-
„gebracht werden!"

Mit diesen Worten ging er wieder getrost vorwärts. Er öffnete das Gemach, worin es so großen Lärm gegeben hatte, und zwei feuerspeiende Basilisken waren die ersten, die ihn an der Thüre begrüßten. Seines Todes so gut wie gewiß, sprang er unter sie hinein und hieb mit seinem Degen zur Rechten und zur Linken; und so oft er einen von den Basilisken traf, so oft wuchs diesem auch ein ganz neuer Kopf, der wie die andern grünes, gelbes und rothes Feuer spie. Die unzähligen übrigen

Thiere in dem Gemache, die alle so fürchterlichaussahen, wie sie kein menschliches Auge jemals gesehen hat, blieben indessen erstaunt über die Keckheit des Königs stehen, und schienen die Sache geduldig abwarten zu wollen, als mit Einem Male Frau Variola aus der Erde heraufstieg, vor deren Anblick alles unbeweglich wurde.

„Noch keiner," fing sie an, „ist so „kühn gewesen, sich bis hieher zu wagen, „noch keiner so glücklich. Aber traue nicht, „Gelbschnabel, traue nicht! Der erste „Schritt den Du vorwärts thust, ist der „Schritt in Dein Grab. Nimm daher „lieber meine Hand an, welche Dich unversehrt aus dem Thurme wieder herausführen kann." Der König aber war so erboßt, daß er seinem Versprechen die Sache zu Stande zu bringen, sicher nachgekommen wäre, selbst wenn ihn die tückische

Variola nicht mit dem alten Spottnamen geärgert hätte.

„Ich werde die Sache weiter versuchen, „ihr Unholde!“ rief er, und schlug dazu so um sich herum, daß Variola noch grade zu rechter Zeit wieder untersinken mochte, wenn sie nicht durch und durch gehauen seyn wollte. Mächtiger als vorhin schlug Rosalino nun auf die wieder mit aller Beweglichkeit versehenen Basilisken los, und machte, indem er vorwärts schritt, nochmals die Augen zu, damit ihn die vielen neuen Köpfe, die unter seinen Hieben entstanden, nicht irren möchten.

Wie er sodann die Basilisken im Rükken hatte, hieb er noch einmal so beherzt auf die andern grimmigen Thiere hinein, die ihm entgegen schäumten, und die Köpfe flogen, wie Bälle, herum. Wenn aber auch aus jedem der abgehauenen Köpfe ein

neues Ungeheuer entstand, so hatte er sich doch eine Bahn durch den Haufen gearbeitet, und war bis zu einer Thüre gelangt, die er mit Einem Schlage öffnete, und sogleich hinter sich wieder zuschlug, ehe eine von den Bestien hinein dringen konnte.

Statt der Unthiere aber, welche Rosalino bisher angetroffen, fand er hier die bildschöne Prinzessin, die ihm mit dem Schnupftuche gewinkt hatte. Ihre einzige Noth mochte wohl die Einsamkeit in einem verödeten und mit Ungeheuern angefüllten Thurme seyn. Denn in ihren offenstehenden weitläuftigen Zimmern, war so sehr für die Bequemlichkeit und Befriedigung aller möglichen Bedürfnisse gesorgt, daß wohl nichts anders die Prinzessin zu Thränen bringen konnte.

„Sei mir willkommen!“ redete sie den König an. „Du bist zu meiner Rettung

„gesandt. Doch laß uns keine Zeit verlie-„ren, der Frau Dunkelherz, welche dort „hinter dem Vorhange neben ihrer Tochter „Variola in Ohnmacht liegt, den Schlüs-„sel zur Kristallthüre aus der Tasche zu „nehmen, und dann hinweg zu eilen, ehe „sie wieder zu sich kommt. Denn das wird „wohl bald geschehen, da sie alle beide bloß „über Deine Streiche ohnmächtig gewor-„den sind."

Es war auch bei dem Könige kein langes Antreiben nöthig, als die Prinzessin sich des Schlüssels bemächtigt hatte. Er nahm sie auf den linken Arm, behielt sein Schwert in der Rechten, und trug die herrliche Beute zwischen den todtscheinenden Unthieren hindurch und neben dem Riesen vorbei.

Wie eine Furie aber kam Frau Dunkelherz, eben als der König die Kristall-

thüre aufgeschlossen, doch noch herzugerannt, und schrie ihm schon von weitem die Verwünschung in ein häßliches Ungeheuer auf den Hals. Indessen behielt man doch, ehe die böse Frau näher kam, so viel Zeit, um hinaus zu treten und die Kristallthüre zuzuwerfen.

„Nun sind wir geborgen!" sagte die Prinzessin, als das geschehen war.

„Auch ich?" fragte Rosalino gar kläglich, indem er seine neuen Säbelbeine und den Höcker vorn und hinten betrachtete.

„Alles Kinderspiele!" tröstete ihn die Prinzessin. „Es sieht freilich grade wie „natürlich aus. Aber sieh nur, wie man „durch die Blendwerke hindurch greifen, „und Deinen ordentlichen Körper finden „kann."

„Ach," seufzte Rosalino, „ich hatte „sonst einen gelben Schnabel vor, mit

„dem es der nämliche Fall war, und den-
„noch lachten alle Leute darüber."

Die Prinzessin tröstete ihn indessen da-
mit, daß es, wenn diese ärmliche Ver-
wünschung nicht von selbst verginge, nur
eines einzigen Hauches der Fee Alina, ih-
rer Mutter, bedürfe, um sie wieder aufzu-
heben. „Ich kann mir," fuhr die Prin-
zessin fort, „ich kann mir schon jetzt alle
„die Gaukeleien von Deiner Figur weg-
„denken, und bin Dir ihretwegen nicht
„weniger gut als zuvor."

„Wirklich?" fragte der König. Und
weil er auf die Vermuthung kam, daß er
wohl die Prinzessin gar für sich selber habe
erobern sollen, so setzte er hinzu: „Schöne
„Prinzessin! Es ist kein Wasser und kein
„Spiegel in der Nähe, und ich habe mein
„Gesicht noch nicht betrachten können.
„Sage Du mir daher doch, ob ich etwa

„wieder einen Schnabel daran bekommen
„habe."

Wie das nun die Prinzessin verneinte, so seufzte der König recht tief. Und die Prinzessin fragte: „Was seufzest Du so
„tief, lieber Mann?"

„Ach, schöne Prinzessin," antwortete der König, „es liegt in meinem Geschick,
„nur mit der Person glücklich zu werden,
„die an mir einen Schnabel gesehen, und
„sich doch in mich verliebt hat. Nun hast
„Du aber leider keinen Schnabel an mir
„gesehen!"

„Habe ich mich denn in Dich verliebt,
„eitler Mensch?" unterbrach die Prinzessin seine letzten gar jämmerlich herausgelassenen Worte; und jetzt erst merkte der König, was für albernes Zeug er in der Angst heraus gesagt hatte. Er bat daher um Verzeihung. Sodann lenkte er das

Gespräch auf ihre Behandlung im Thurme, und hörte von ihr selber, daß ihr bis jetzt gar nichts abgegangen war, als ihre Freiheit. Diese hätte sie aber auch darum sehr vermißt, weil Frau Dunkelherz ihr immer zugemuthet hätte, Zauberkünste zu machen. Sie verstände jedoch nicht das geringste von dergleichen Dingen. Allein dieses hätte die böse Frau ihr nicht geglaubt, sondern es ihr als Halsstarrigkeit ausgelegt, und ihr deshalb schon die härteste Behandlung vorbereitet.

„Wie bist Du denn in ihre Gewalt „gekommen, schöne Prinzessin?" erkundigte sich der König weiter.

Darauf machte die Prinzessin erst eine recht wichtige Miene, und dann antwortete sie: „Wenn Dich jemand darum fragen sollte, lieber Mann, so sage nur, „daß Du mich auch darum gefragt hättest,

„und daß Dir keine Antwort darauf ge„geben worden wäre.“

Das verdroß aber den König ganz ungemein, und es war recht gut, daß sich gerade jetzt die Fee Alina in ihrer Wolke niederließ, um beide mit hinein zu nehmen, und ihnen den Weg bis zu ihrem neuen Pallaste zu ersparen.

„Ich danke Dir, mein lieber Rosa„lino,“ sagte die Fee, als sie schon alle drei mit der Wolke fortflogen, „ich „danke Dir für das Mädchen, das Du „mir zurückbringst. Mein stummer Ze„lidor, der zu den Fenstern des Thur„mes hineingesehen, hat mir schon Nach„richt gegeben, wie tüchtig Du Dich her„umgeschlagen hast. Indessen,“ fuhr sie „lächelnd fort, „kann ich für meine Per„son Deinen tapferen Arm nicht sonderlich „rühmen, indem ich recht gut weiß, daß

„alle die Thiere und Riesen, welche man
„Dir entgegenstellte, nichts als Popanze
„waren, Dich zu erschrecken, aber keines-
„weges Dir zu schaden. Du wunderst
„Dich, mein lieber Rosalino; doch nimm
„nur einmal Deine fünf Sinne zusam-
„men, und überlege Dir, ob Du wohl
„mit heiler Haut davon gekommen seyn
„würdest, wenn die Thiere und Riesen so
„gefährlich gewesen wären, wie sie aussa-
„hen. Ich kann mir freilich vorstellen,
„daß es sehr ärgerlich seyn muß, wenn
„man sich seinen Ruhm so zu Wasser
„machen sieht. Allein wahr bleibt doch
„wahr, und ich sage Dir, daß Du eben so
„gut in das Innerste des Thurmes wür-
„dest gelangt seyn, wenn Dein Schwert
„ganz in der Scheide geblieben wäre, und
„Du die Bestien ohne alles Geräusch auf
„die Seite geschoben hättest. Indessen

„hast Du doch auch damit Gutes bewirkt,
„daß Du in die Ungeheuer hinein gehauen
„hast, welche Frau Dunkelherz noch dem
„verstorbenen Zauberer, der ihr die Un-
„glücksnetze strickte, verdankt. Neuerlich
„kann sie gar keine von einer so festen
„Masse hervorbringen. Ueberhaupt ist
„sie jetzt schon dermaßen heruntergekom-
„men, daß sie einen ordentlichen Spuk
„gar nicht mehr zu treiben vermag, wie
„Du an Deiner Figur sehen kannst, die
„sie so schlecht verwandelte, daß das Bis-
„chen Luft vom Thurme bis hieher, die
„ganze Verwünschung schon weggewehet
„hat. Auch verdient Dein bloßer Muth
„alles mögliche Lob. Denn, habe ich
„doch bereits mehr als zwanzig junge
„Männer versucht, und allen die hübsche
„Dirne zur Frau versprochen, wenn sie
„sie befreiten; doch haben sie alle vor den
„schwar-

„schwarzen Thürhütern schon die Achseln „gezuckt, und ihren Stab weiter gesetzt. „Du allein hast der Gefahr in's Auge ge„sehen, und sie daher überwunden. Ich „will Dir nur aber auch sagen, daß Du „ganz eigentlich dazu bestimmt warst."

Während nun die Fee eine lange moralische Rede über das Schicksal und die Bestimmung der Menschen hielt, schlief die hübsche Prinzessin vor Müdigkeit ein, so daß der König sie ganz ungestört betrachten konnte. I nun, dachte er, schön ist sie, ohne Spaß! und bestimmt scheint sie auch für mich zu seyn! Indem er noch in diesen Gedanken versunken war, klopfte ihm Alina auf die Schulter, und fragte: „Habe ich nicht recht, Rosalino?"

„O ja," gab der König zur Antwort, „das Mädchen ist so schön, daß ich mich „sehr gern dazu entschließe, sobald ich nur

„gewiß weiß, daß ich mit ihr glücklich „seyn werde.

Weil aber die schönen Feen zugleich Frauenzimmer sind, und gar nicht leiden mögen, daß man sie ganze lange Reden in den leeren Wind hinein halten läßt, so hatte sich die Fee schon über die eingeschlafene Prinzessin tüchtig geärgert, und ärgerte sich über des Königs verkehrte Antwort noch viel tüchtiger. Daher sagte sie denn recht schnöde zu ihm: „Du meinst, „wie ich merke, daß meine Worte so wenig Bedeutung haben, als die Deinigen. „Aber ich wiederhole Dir, daß Du auf „gar kein häusliches Glück rechnen darfst, „zu dem Dir der verlorne Schnabel den „Eingang nicht öffnet."

Hierauf warf sich denn der König ihr zu Füßen, und sprach: „Nun, so gieb „mir ihn wieder, schönste der Feen. Laß

„Dir mein Unglück zu Herzen gehen, und
„gieb mir den gelben Schnabel wieder.
„Ich habe an der großen Bedeutung Dei-
„ner Worte keinen Augenblick gezweifelt,
„und weiß auch noch recht gut, welch ein
„gütiges Versprechen ich von Dir erhielt,
„als ich Deine Tochter zu holen ging.
„Gieb mir den Schnabel, großmüthigste
„der Feen."

Aber die Fee sagte: „Daraus kann
„nun einmal nichts werden. Doch so
„seyd ihr Leute! Die guten Lehren redet
„man in den Wind, die Bedenkzeit giebt
„man Euch auch vergebens, und dann
„kommt es auf diese Weise."

Rosalino erinnerte sie nochmals aufs
rührendste an ihr Versprechen. Aber sie
führte ihm zu Gemüthe, daß sie diesem
Versprechen ein deutliches Vielleicht beige-
fügt, und daran recht wohl gethan hätte.

Sie hätte nämlich seitdem in ihren großen Zauberbüchern nachgeschlagen, und darin das Verbot, ihm jemals wieder einen Schnabel vorzustecken, ausdrücklich gefunden.

Weil nun der König durch diese Rede ganz niedergeschlagen wurde, und noch immer sehr betrübt da saß, als sie schon auf dem Berge angekommen waren, so dauerte er die schöne Frau, und sie versprach, ihn wenigstens so glücklich zu machen, als es in ihren Kräften stände. „Vor allen Dingen aber muß ich Dir nur „sagen," fuhr sie fort, „daß es mit dem „Herzen meiner sogenannten Tochter hier, „nicht mehr ganz richtig ist, und daß sie, „ehe sie in die Gewalt der Frau Dunkel„herz gerieth, bisweilen einen hübschen „Prinzen sah, den sie lieber immer „und ewig gesehen hätte. Indessen ist es

„mit der Verbindung zwischen ihr und ihm „noch in weitem Felde; ja, wer weiß, ob „er ihr nicht während der Gefangenschaft „ganz aus dem Gedächtnisse gekommen „ist."

„Heda, Murkulf!" rief jetzt die Fee, und reichte mit ihrem elfenbeinernen Zauberstabe in die Gegend hin, wo die Prinzessin schlief; „unsauberer Diener, der den „Schlüssel zu der Kristallthüre dem Mädchen aus der Tasche stehlen soll! In „meiner Gegenwart also meinst Du Deine „Unsichtbarkeit behaupten zu können? „Tritt sogleich an das Tageslicht, das „Du fürchtest!"

Und augenblicklich stand ein Mohr da, vor dessen Häßlichkeit der König zurückefuhr. „Fürchte nichts, Rosalino," sagte die Fee, indem sie der Prinzessin den Schlüssel aus der Tasche nahm: „Dunkel-

„herz hat keine Gewalt mehr, und wird „vielleicht noch in ihrem eignen Thurme „Hungers sterben müssen." Alina gebot hierauf dem Mohren in einem verächtlichen Tone, daß er zurückgehen, und sich, während des Schlafs seiner Gebieterin, der Glocke, wodurch sie ihn rufe, bemächtigen, und sie zu ihr bringen solle; widrigenfalls er des Todes seyn würde. Und der Mohr fiel auf sein Angesicht, gelobte alles, und entfernte sich.

Alina erzählte dem Könige hierauf, wie die böse Frau Dunkelherz vordem gar mächtig gewesen wäre, und sich durch Umgang mit Zauberern, und durch allerlei Kunstgriffe, hier und da Talismane zusammen gestohlen, die ihr eine große Reputation erworben, und wie sie durch ihre hinreißende Schönheit viele Augen geblendet hätte. Um nun die Leute weniger von ihr betriegen zu

lassen, hätte Alina, als sie sie just einmal in ihrem Pallaste über einem Diebstahl angetroffen, ihr das Gesicht einer Meerkatze gegeben. Seit der Zeit hätte auch ihre Macht zusehends den Krebsgang genommen. So aufgelegt aber die schöne Fee diesmal zum Reden war, so hielt sie hier doch ein wenig inne, weil sie zu fürchten anfing, daß sie, wie vorhin in der Wolke, ihre Worte an taube Ohren verschwende. Allein der König erwachte noch grade zur rechten Zeit aus seiner Betäubung, und bat sie um den Verfolg der Geschichte, worauf sie mit vieler Bereitwilligkeit also fortfuhr: „Indessen hatte „doch der Zauberer, der der Frau Dunkel„herz die Netze strickte, ihr zu Gefallen „einmal seine Bücher nachgeschlagen, und „darin gefunden, daß meine künftige Toch„ter ein Talisman seyn würde, der ihr

„eine viel größere Macht, als sie jemals
„besessen, für immer und ewig erwerben
„könnte. Dazu gab ihr der Zauberer,
„noch ehe er starb, die Mittel an die
„Hand, wie dem Mädchen einmal am
„besten beizukommen wäre; und da Frau
„Dunkelherz diese nur wußte, so drückte sie
„dem Alten fröhlichen Muthes die Augen
„zu. Zu gutem Glück hatte ich jedoch
„durch ein unablässiges Studiren in mei-
„nen Büchern herausgebracht, daß mir,
„wenn ich mich nicht vorsähe, ein großes
„Unglück durch die Frau Dunkelherz zuge-
„fügt werden würde. Ich unterhielt da-
„her schon lange vor meiner Schwanger-
„schaft immer ein Paar unsichtbare Die-
„ner in der Frau Dunkelherz ihrer Nähe,
„die aber nicht so unsichtbar waren, wie
„etwa Du, mein lieber Rosalino, als
„Du Dein Entzauberungswerk vornahmst,

„sondern die ganz und gar keinen Körper „an sich hatten, und durch ein jedwedes „Schlüsselloch kriechen konnten. Diese „mußten denn der Frau Dunkelherz auf „allen Schritten und Tritten nachgehen, „und mir, eins um's andere, von ihrem „Thun und Reden Nachricht geben. Von „ihnen hatte ich den Plan gegen meine „Tochter vernommen, und konnte auf „Maßregeln denken, ihn zu vereiteln. Die „erste davon war, daß ich meine wirkliche „Tochter an einem fremden Orte erziehen „ließ. Und das hatte ich so schlau ange„fangen, daß alle Welt, und auch Frau „Dunkelherz, Armiden, welche ich dafür „an Kindesstatt angenommen, für meine „leibliche Tochter hielt. Ich bewahrte „aber diese Armide ebenfalls vor der Hin„terlist der Frau Dunkelherz wie meinen „Augapfel, und hatte fast täglich das

„Vergnügen, einen boshaften Anschlag
„meiner Feindin zunichte werden zu sehen.
„Denn Armida war nach und nach so ge-
„witzigt worden, daß sie diejenige, welche
„sie zu entführen trachtete, und ihre Die-
„ner, unter allen Formen und Kleidungen
„wieder erkannte. Dennoch war das
„Mädchen noch nicht über den Berg.
„Einmal nämlich, gegen Abend, als ich
„grade nicht zu Hause war, und Armida
„sich eben das Auge hatte trocknen müssen,
„weil ihr lieber Prinz schon ein Paar Tage
„ausgeblieben seyn mochte, näherte sich
„ihr mit Einem Male eine Gestalt, welche
„ganz natürlich wie dieser Prinz aussah.
„Und Armida, die zeither allen Versu-
„chungen widerstanden hatte, war dasmal
„doch so blind, die falsche Gestalt für den
„wirklichen Prinzen zu nehmen, und ihr
„entgegen zu laufen. Doch kaum hatte sie

„das gethan, als sie auch ergriffen, und,
„alles Schreiens ungeachtet, fort in den
„Thurm geschleppt wurde."

„So unangenehm mir nun auch die
„Sache war, so wenig brauchte ich um
„des Mädchens Schicksal besorgt zu seyn.
„Denn meine Tochter würde freilich, ei-
„nem tückischen Zauber gemäß, der bis
„zu ihrer Verheirathung über ihrem Ge-
„schicke waltete, aus den Händen der
„durch sie mächtigen Frau Dunkelherz
„gar nicht wieder zu erlösen gewesen seyn.
„Zu Armidens Befreiung hingegen war
„ein Wort von mir hinlänglich, und ich
„schob es nur darum ein wenig auf, weil
„ich Armiden recht gern eine so gnädige
„Strafe angethan sah, die ihr die beste
„Warnung vor künftiger Leichtgläubigkeit
„seyn konnte. Es wurde indessen doch die
„höchste Zeit sie hinwegzunehmen, wenn

„ich das Mädchen keinen Mißhandlungen
„aussetzen wollte. Frau Dunkelherz merkte
„nämlich die Abnahme ihrer Kräfte im=
„mer mehr und mehr, und bat daher Ar=
„miden immer dringender, daß sie ihren
„Zauber dagegen anwenden möchte. Es
„stand freilich in den alten Zauberbüchern,
„daß Frau Dunkelherz mit meiner Tochter
„sehr sanft, und wie mit einem rohen Eie
„umgehen müßte, wenn sie ihr etwas hel=
„fen sollte. Und das wußte Frau Dunkel=
„herz auch. Aber sie wurde endlich, weil
„gar keine Bitte bei Armiden anschlagen
„wollte, und sie einer gänzlichen Entkräf=
„tung immer näher kam, desperat, und
„bedrohte das Mädchen mit den härtesten
„Mißhandlungen, wenn sie nicht binnen
„vier und zwanzig Stunden Folge leistete,
„und ihre Zauberkraft in Bewegung setzte.
„Und von diesen vier und zwanzig Stun=

„den waren schon drei und zwanzig und „eine halbe verstrichen, als Du, mein lieber Rosalino, das Mädchen erlösetest.“

Während Alina dem Könige diese Aufklärungen gab, hatte es schon einige Male an die Thüre des Palastes geklopft, und dieses Klopfen wurde jetzt so stark, daß die Fee aufzumachen befahl. Und, siehe da! die vierzehn ehemaligen Gimpel standen mit überaus flehenden Geberden da. „Was „soll's seyn?“ fragte Alina ziemlich finster, und die Stummen murmelten ganz erbärmlich, und machten noch weinerlichere Geberden.

„Ihr wollt Eure Strafe geendigt, und „Euer Schicksal aufgelös't sehen!“ sprach die Fee, und die Stummen machten beifällige und sehr freundliche Minen. Darauf fuhr sie fort: „Was aber könnt Ihr „von mir verlangen? Seit zwanzig Jah-

„ren, und länger, seyd Ihr um die Frau
„Dunkelherz herumgeschwärmt, und habt
„ihr den Hof gemacht. Durch mich, ihre
„Feindin, seyd Ihr endlich so weit gekom-
„men, daß Ihr mehr oder weniger wieder
„Menschen ähnlich seht. Wendet Euch
„doch wegen des übrigen an Frau Dunkel-
„herz, der Ihr bisher so getreu wart."

Doch die Stummen machten so gar bewegliche Gesichter, daß es dem Könige durch's Herz ging, und er ebenfalls eine Bitte für sie einlegte.

Die Fee aber antwortete: „Nicht jede
„Verzauberung, mein guter Rosalino,
„nicht jede ist so bald gehoben, als sie ge-
„macht wurde. Weißt Du das doch an
„Dir selbst. Du kannst denken, daß ich
„außerdem den Zelidor, der mir immer zu-
„gethan war, längst wieder mit der Spra-
„che begnadigt hätte, wenn das in meiner

„Gewalt stände. Was ich konnte, habe
„ich gethan: unter der Gimpelgestalt habe
„ich diesem Prinzen seine Jugend erhal-
„ten, wie er sie vor zwei und zwanzig
„Jahren hatte, während die andern vier-
„zehn mit all' den Krankheiten und Ge-
„brechen vor Dir stehen, die ihnen gefolgt
„seyn würden, wenn sie ihren strafbaren
„Lebenswandel als Menschen fortgesetzt
„hätten. Und sogar meinen Begünstigten
„würde ich nicht von dem Schicksale, unter
„der fremden Gestalt zu altern, haben be-
„freien können, wäre sein ganzer Fehler
„mehr als eine jugendliche Unbesonnenheit
„gewesen. Jetzt hat er sie hinlänglich ab-
„gebüßt, auch ist ihm schon auf einem
„Throne ein Platz bereitet, den er sich
„nicht besser wünschen wird. Seyd daher
„ganz ruhig, ihr Vierzehn, und erwartet
„in Geduld, was über Euch beschlossen

„ist. Ein böses Weib wird der Sache den „Ausschlag geben. Doch nicht eher, als „bis der Zauber von dem Raben mit dem „goldnen Schnabel genommen ist."

Mit diesen Worten winkte Alina, und augenblicklich wurde den vierzehn Stummen die Thür vor der Nase zugeschlagen.

Hier nun ergriff Rosalino die Gelegenheit, und fragte: was es denn mit dem Raben und ihm für eine Bewandniß habe. Die Fee räusperte sich ein wenig und antwortete dann: daß seine Mutter die Königin sich an dem Raben versehen hätte.

„Aber," erkundigte sich der König ferner, „steckt nicht unter dem Raben eben„falls ein Mensch verborgen? und, wenn „das ist, wie kommt dieser Mensch zu der „Rabengestalt?"

„Grade wie die funfzehn Gimpel," antwortete die Fee. „Frau Dunkelherz

„hatte

„hatte ihrer Tochter in dem Glöckchen, „welches Du nachher verlorst, die Gewalt „verliehen, gewisse Unbesonnene in Gim= „pel zu verwandeln. Ich hätte freilich ein „gültiges Wörtchen hinein zu sprechen ge= „habt. Weil man aber doch nicht gern „immer in Streit liegt, so ließ ich mir's „gefallen, welches ich um so eher konnte, „da ich wußte, daß sich Frau Dunkelherz „ihre Grube eigenhändig grub, und daß „funfzehn zur Strafe für eine Vergehung „in Gimpel verwandelte Menschen und „ein ähnlicher Rabe mit gelbem Schnabel „einer Feierlichkeit vorhergehen mußten, „die alle bösartigen Zaubereien in den mir „unterworfenen Landen vernichtet."

„Aber, wie so?" fragte der König lächelnd.

„Nicht naseweis, mein lieber Rosa= „lino! Eine befriedigende Antwort auf

„diese Frage könnte ich Dir nur geben, „wenn Du in die Geheimnisse der Zau„berei eingeweihet wärest, zu denen Dich „Dein vernunftmäßiges Grübeln ganz un„fähig macht.“

Der König küßte hierauf voll Ehrfurcht den Saum ihres Kleides, und sprach: „Nun, dann erlaube mir wenig„stens die Erkundigung, warum der Rabe „grade auf meiner Mutter Fenster zu „sitzen kam, und dort immer hin und „her spazieren mußte.“

„Davon vielleicht ein ander Mal,“ sagte Alina.

Weil jedoch der Rabe durch seinen Schnabel zu augenscheinlich in des Königs Schicksal verwebt war, so interessirte sich auch Rosalino viel mehr für ihn, als für die Gimpel insgesammt, und fragte, nach einer demüthigen Bitte um Verzeihung,

worin denn des Raben Unbesonnenheit bestanden habe?

„Du bestürmst mich ja ordentlich mit „Fragen," sprach die Fee. „Ich will „Dir daher mit seiner Geschichte jetzt Ein- „für allemal antworten, und mir alle fer- „nern Erkundigungen über diesen Gegen- „stand verbitten. Der Rabe war eben- „falls ein Prinz, der, wie er auf Reisen „ging, schon eine Prinzessin hinterließ, „welche er gleich nach seiner Zurückkunft „heirathen wollte. Dieser Prinz besaß „ein erstaunlich gutes Gemüth, und führte „sich ganz ohne Tadel auf, wenn man ab- „rechnen will, daß er oftmals Urtheile „fällte und herausließ, ehe sie die gehö- „rige Reife hatten."

„Je länger er aber herumreisete, desto „mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß „er mit der Prinzessin, seiner Verlobten,

„nicht glücklich werden würde, da doch „diese Prinzessin ganz außerordentlich in „ihn verliebt war, dazu recht viel gute „Eigenschaften, und, ich möchte sagen, „nur den einzigen Fehler hatte, daß sie sich „zuweilen mit dem Versemachen abgab, „und sich auch dann noch damit abgab, „wie ihr schon mehrere Sachkundige ge„sagt hatten, daß ihre Verse eigentlich „gar nichts heißen wollten. Und es ge„hörte auch mit zu des Prinzen vorschnel„len Urtheilen, daß er dieses Versemachen „eben, welches nur etwa alle Vierteljahre „einmal eintrat, als das Haupthinderniß „an seinem künftigen Glücke mit der Prin„zessin betrachtete, und sich vornahm, sie „gänzlich zu vergessen. Um nun diesen „Vorsatz besser in's Werk setzen zu können, „verliebte er sich einmal in einer gewissen „Stadt mit aller Gewalt in eine gewisse

„Frau, ob er schon wußte, welche Ge„fahr das mit sich brachte, und wie es „seinen Vorgängern in der Liebe zu dieser „Frau ergangen war. Er setzte sich's auch „so lange in den Kopf, daß er verliebt in „sie wäre, und so fest, daß er endlich in „der That in sie verliebt wurde, und er „war schon lange in einen Raben verwan„delt, als die Prinzessin, seine Geliebte, „von der neuen Liebe erfuhr. Da wollte „sie sich denn vor lauter Chagrin den Kopf „abreißen. Wie ihr das aber gar zu weh „that, so stürzte sie sich aus einem der „allerobersten Fenster des Schlosses her„unter. Zum Glück war grade eine mei„ner Getreuen in der Nähe, von welcher „sie aufgefangen und, noch ganz betäubt, „zu mir gebracht wurde. Ich habe sie in „der Folge zu einer Art von unsichtbarem „Genius umgeschaffen. Doch wird sie

„ihre Dienstbarkeit ebenfalls in Kurzem „überstanden haben. Ein Mittel, das ich „gegen die Verswuth brauchte, mit der „sie behaftet war, hat glücklich angeschla„gen. Es war aber auch das natürlichste „von der Welt. Ich ließ sie nämlich alles „bis auf das geringste Bedürfniß in Ver„sen verlangen, ja überhaupt gar nicht an„ders reden, als in schlechten Versen; und „wenn jemand dergleichen zwanzig Jahre „lang hat treiben müssen, so ist er gewiß „des Versemachens recht satt und über„drüssig. Du selber hast schon Proben „von ihrer Kunst gehört," setzte sie „lächelnd hinzu."

„Ach!" fiel Rosalino ein, „die artige „Stimme also?"

„Dieselbe," antwortete die Fee. — „Aber, mein lieber Rosalino, ich halte „Dich von der Ruhe ab, die Du so nö-

„thig haben wirst, als die Schlafende „hier. Ehe ich Dich jedoch in Dein Ge„mach geleiten lasse, sage mir einmal „recht offenherzig: wie Dir das Mädchen „gefällt.“

„Recht gut!“ sprach der König.

„Es ist auch ein recht gutes Kind,“ sagte die Fee. „Ob Du aber glücklich „mit ihr zu werden hoffst: das beant„worte mir.“

„Ich traue ganz auf Deine Worte, „verehrungswürdige Frau,“ sprach Rosalino mit tiefgesenktem Blicke. „Kann ich „daher wohl hoffen, nachdem mich die „voreilige Bitte um meinen gelben Schna„bel brachte?“

Die Fee schien ihn durch keine Antwort noch mehr niederschlagen zu wollen; daher ließ sie ihn nach einer freundlichen guten Nacht in sein Bette führen. Rosalino

aber hatte eine gar unruhige Nacht, und am Morgen war er kaum ein wenig eingeschlafen, als man ihn auch schon wieder weckte, und zwar zur Reise in seine Residenzstadt.

Weil nun nicht bloß die Fee, sondern auch die Prinzessin sich zur Begleitung anschickte, so glaubte er immer mehr und mehr, daß die letztere für ihn bestimmt wäre, welches ihm, um seines Volkes willen, besonders lieb war. Dieses sah sich doch nun bei seiner Rückkehr in der Hoffnung auf eine Königin nicht getäuscht, und wurde auch in dem Zutrauen befestigt, daß der König sich nichts schlechtes aussuchen würde. Denn das mußte man der Prinzessin Armida lassen, daß sie ganz über die Maßen schön aussah. Rosalino wurde noch mehr in dem Glauben, daß Armida ihm bestimmt wäre, dadurch bestärkt, daß

die Fee ein langes Gespräch mit ihr hatte, nach welchem die Prinzessin den König mehrmals, verstohlen zwar, doch nicht so behutsam ansah, daß er's nicht hätte merken sollen. Auch nahm ihre Freundlichkeit gegen den schönen Mann außerordentlich zu, und es schien ihr große Mühe zu kosten, daß sie ihm nicht um den Hals fallen durfte.

„Es wird nun Zeit!" sprach die Fee, nachdem die Wolke schon eine Weile auf sie gewartet hatte, und man stieg hinein. Der Prinz war noch immer voller Unruhe, als das luftige Fahrzeug schon in der Nähe seiner Residenz an einem einsamen Orte niedersank, und ein überaus prächtiger Wagen mit vielen Vorreitern an seine Stelle trat.

Obschon die Leute, die dem Wagen begegneten, in Zweifel geriethen, welche

von den beiden schönen Damen Rosalino's Erwählte wäre, so glaubten sie doch überzeugt seyn zu können, daß sie in Einer davon ihre Königin sähen; und bald erschallte durch die ganze Stadt der Ruf: „Lange „lebe unser großer König und die schöne „Königin!"

Es war indessen, als ob das Rufen den König immer unfreundlicher machte, und er beantwortete die Freude des Volks durch ein gedankenloses Nicken, bis mit einem Male ein gefesselter Mann, welcher ein buntfarbiges Netz auf dem Rücken trug, in einer gewissen Entfernung vorbeigeführt wurde.

„Kennst Du das Netz dort?" fragte die Fee den König; und sogleich ließ dieser den Mann näher bringen. Kaum erblickte ihn aber der Gefangene von weitem, so verhüllte er auch sein Gesicht.

„Was ist sein Verbrechen?" fragte der König einen von der Wache.

„Er ist ein Straßenräuber und Mör„der. Wir haben ihn bei ermordeten Rei„senden gefunden, und jetzt stellt er sich „wahnsinnig, und giebt sich für den Kö„nig eines entfernten Reiches aus, welcher „überall vergebens um Hülfe gegen seine „empörten Unterthanen gebeten habe."

„Vor allen Dingen," sagte die Fee, „befreit ihn von dem Netze, worin er seine „Bedürfnisse trägt, damit nicht eine böse „Rache auf das Urtheil des Königs über „den Unglücklichen Einfluß gewinne."

Und die Stimme der Fee war so süß, und dabei so gebietend, daß man das Netz sogleich zu ihren Füßen niederlegte.

„Augenblicklich bereitet eine Flamme, „und werfet dieses unselige Gespinst hin„ein!" sprach hierauf Alina. „Und Du,

„Gefangener, zeige dem Könige Dein be-
„kanntes Gesicht.“

Furchtsam vollzog der Gefangene ihren Befehl, und Rosalino erblickte den König Wolfram, denselben, der noch vor Kurzem keine Raison annehmen wollte, demüthiglich zu seinen Füßen.

Rosalino ließ ihm sogleich die Ketten abnehmen, und sprach: „Beruhige Dich,
„und stehe auf, und rede die Wahrheit.
„Bist Du wirklich zum Straßenräuber
„und Mörder herabgesunken?“

„Es wäre kein Wunder bei meinem
„Unglück,“ antwortete der König Wolfram. „Doch geschehen ist es nicht, und
„ich weiß nichts von den Ermordeten, als
„daß sie diesen Morgen wirklich nicht weit
„von mir gefunden worden sind.“

Die Begleiter des Gefangenen machten aber Miene, die Wahrscheinlichkeiten

für ihre Beschuldigung der Reihe nach aufzuzählen. Aber die Fee sagte, daß sich alle diese Wahrscheinlichkeiten in dem buntfarbigen Netze gefangen hätten, um den armen Fremdling in's Unglück zu stürzen.

Rosalino fragte ihn hierauf: was er in seinem Reiche suche, und ob seine Unterthanen sich wirklich empört hätten.

König Wolfram erzählte sodann seine jammervolle Geschichte, und wie ihm nicht nur keiner der benachbarten Könige Gehör gegeben, sondern wie sie ihm noch obendrein die Thüren verschlossen hätten. Ohne Obdach irre er nun schon lange mit seiner Tochter herum, und wäre des Lebens so müde geworden, daß er von Herzen gerne sterben wollte, wenn er nur erst wüßte, was aus seiner Dorina geworden wäre, die er vorige Nacht im Walde verloren hätte.

Die Fee zeigte auch wegen dieser Un-

glücksfälle nach dem Netze hin, welches so eben im Feuer aufloderte, und, gleichsam zum Possen, weil es nun kein Unglück mehr anrichten konnte, einen so abscheulichen Geruch verbreitete, daß sich die ganze Stadt die Nase zuhalten mußte.

Die Fee nöthigte hierauf den Gefangenen mit in den Wagen, gab ihm den guten Trost, daß er seine Tochter bald wiedersehen würde, und die Fahrt ging weiter nach dem Schlosse. Doch, wie fand Rosalino die Sachen hier so anders, als er erwartet hatte! Er war der Meinung gewesen, daß die Vermählung des Prinzen Gutherz mit seiner Schwester Rosalina längst vorbei seyn müsse. Aber keineswegs. Beide hatten diese Feierlichkeit erst wegen allerlei Verhinderungen von Tag zu Tage verschoben. Als sich nun endlich gar keine Verhinderungen mehr auffinden

wollten, kamen sie beiderseits darin überein, daß es am allerschicklichsten wäre, wenn sie des Königs Rosalino Zurückkunft abwarteten; und die Königin Mutter willigte gern darein, weil die aus allen den Anstalten nicht viel Gutes für diese Verbindung prophezeite.

„Nun?" fragte der über diesen Aufschub mehr erstaunte als erschrockene König seine Schwester, die sich ihm in die Arme warf. Die Prinzessin aber antwortete bloß mit einem Kopfschütteln, wobei einige große Thränen auf des Königs Gesicht fielen.

In verschwiegenen Händedrücken klagten sie einander alle beide noch lange ihre Leiden, bis sie mit Einem Male aufblickten, und den Prinzen Gutherz in Armida's Armen wahrnahmen.

Ihre Verwunderung darüber wurde je-

doch in demselben Augenblicke durch die Worte: „meine Tochter, meine liebe Toch„ter!" welche der König Wolfram voller Freude ausrief, unterbrochen. Rosalino sah dazu die Prinzessin Dorina am Arme des stummen Zelidor's hereintreten. Dieser hatte sie unterweges im Walde aufgefunden, und sie mit sich an den Hof genommen, wohin er von der Fee Alina beschieden worden war.

„Sieh, Rosalino," flisterte ihm die Fee hierauf mit Achselzucken in's Ohr, „ich sagte Dir's im Voraus, daß es mit „Armidens Herzen nicht richtig wäre. „Prinz Gutherz ist derselbe, dessen fal„sche Gestalt sie in die Hände jener bö„sen Frau brachte, aus denen Du sie be„freitest. Ueberhaupt scheinst Du, troß „Deinem glänzenden Königreiche, für „heute wenig Glück bei den Weibern zu

„machen.

„machen. Denn, betrachte nur die Prin-
„zessin Dorina, die Dir noch vor Kurzem
„an dem trüben Tage, wo Du keinen
„Schnabel hattest, so außerordentlich zu-
„gethan war! Hat sie wohl ein Auge für
„Dich? Sind nicht vielmehr alle ihre
„Blicke und Liebkosungen zwischen ihrem
„Vater und dem Stummen getheilt? Ich
„muß Dir, was den letztern betrifft, nun
„auch in Vertrauen sagen, daß er derselbe
„Gimpel war, der Dir aus Eifersucht
„Hand und Lippen verwundete. Das
„erste Mal, als er von einem Baume
„herunter die Prinzessin Dorina in ihrem
„Garten gesehen, hatte er sich gleich ganz
„sterblich in sie verliebt, und ich konnte
„ihm hernachmals keinen größern Gefallen
„erweisen, als wenn ich ihn seinen Flug
„zu ihr nehmen ließ."

In dem Augenblicke trat der häßliche

Murkulf herein, und überbrachte die Glocke, wie ihm Alina befohlen hatte. Zu gleicher Zeit machte er bekannt, daß seine Gebieterin, weil sie nicht aus dem schwarzen Thurme heraus gekonnt, sich durch das Fenster desselben in den tiefen Graben hinunter gestürzt habe.

„So verstrickt sich die Bosheit am „Ende im eignen Netze!" rief die Fee. „Und doch wird ihr alles dies nicht von „ihrem Leben helfen. Unter tausend „Schmerzen muß sie erst die Vermählung „meiner Tochter erwarten, die ihr den „Todesstoß zu geben bestimmt ist. Und „Variola, wie benimmt sich die?"

„Diese fleht Dich," antwortete Murkulf, „um Befreiung aus dem Thurme, „und um Gnade demüthiglich an."

Hierauf gab ihm die Fee den Schlüssel zu der Kristallthüre des schwarzen Thur-

mes, und gebot ihm, Frau Variolen sowohl, als die vierzehn Stummen, die er unterweges antreffen müßte, herzubringen. Einen Wagen dazu, der an Schnelligkeit dem Blitze nicht viel nachgäbe, würde er vor dem Stadtthor finden.

Kaum hatte sich Murkulf wieder entfernt, so befahl Alina, daß alle, welche nicht von königlicher Herkunft wären, hinausgehen sollten. Als dieses nun geschehen, und die Thüren fest verriegelt waren, sagte die Fee leise und feierlich: „Zwei „wichtige Handlungen wären hiermit eingeleitet, die euer tiefstes Stillschweigen „jetzt und nachher erfordern. Denn das „Volk darf niemals erfahren, was aus „dem Raben auf dem Fenster hier geworden ist. Gebt mir insgesamt euer Wort „darauf, alles, was ihr jetzt sehen werdet, „fest in eurer Brust zu verschließen.“ Wie

ſie dieſes nun gethan hatten, und die Fee einen Augenblick inne hielt, als ob ſie ſich noch auf etwas beſönne, machte der Rabe auf Einmal einen ſolchen Lärm, daß alle Anweſenden ihre Augen nach ihm hinkehrten.

„Nur gemach, gemach, mein guter „Prinz Almoni!“ ſprach die Fee zu ihm; „haſt Du Dich ſo lange als Rabe behelfen „müſſen, ſo wirſt Du das kleine Weilchen „ſchon auch noch abwarten können.“

Die Fee betrachtete hierauf erſt den Himmel drei Mal, und dann die Erde drei Mal, that hierauf das nämliche wieder, und dann noch einmal, ehe ſie ſagte: „Ja, die Zeit iſt gekommen. Verlaß Du, „Rabe mit dem gelben Schnabel, Deinen Platz, und fliege in die Mitte der „Stube, auf dieſelbe Stelle, wohin ich „mit meinem Stabe deute.“

Und ohne sich lange zu bedenken, gehorchte der Rabe, flog auf die angedeutete Stelle, und legte sich demüthiglich auf seinen Bauch. Die Fee zog hierauf mit ihrem Stab einen Kreis um den Raben, und wieder einen, und noch einen. Und kaum war der letzte Kreis fertig, so quoll eine Wolke in die Höhe, welche den Vogel immer mehr und mehr verhüllte, bis er endlich gar nicht mehr zu sehen war. Doch auf zwei Worte, welche die Fee nachher sagte, zerfloß die Wolke wieder, und an des Raben Platze stand ein kräftiger junger Mann, der auf die Erde niedersank, und Alinen sein neues Leben verdankte.

Die Fee winkte ihm aufzustehen, und redete ihn also an: „Du siehst vielleicht „mit neidischen Augen auf die Liebe der „Prinzen hier im Zimmer. Darum will „ich Dir den Fingerzeig geben, daß Deine

„Braut den andren an Glanze der Her„kunft nichts nachgiebt, und sich ebenfalls „unter uns aufhält."

Hierauf sah sich der wiedergeborne Prinz etwas ängstlich im ganzen Zimmer um. Er ward außer der Fee keine weibliche Seele gewahr, als die Prinzessin Dorina neben dem Stummen, und Armiden, welche Prinz Gutherz so angenehm unterhielt, daß sie die ganze Verwandlung kaum bemerkt hatte, und Rosalinen, auf welche er gar keinen Anspruch machen zu können glaubte, und die garstige verwittwete Königin, auf welche er gar keinen Anspruch machen wollte. Er warf sich daher Alinen nochmals zu Füßen, und rief in einer Art von Todesangst: „Groß„müthigste unter allen möglichen Feen, „nur dieses nicht! Ich glaubte immer, „daß Du es gewesen wärest, die mich,

„den Raben, durch eine gewisse Stimme, „welche alles in Versen sprach, zuweilen „erfreute. Noch vorhin zaubertest Du „mir diese Stimme vor die Ohren, und „nunmehr wolltest Du so an mir han„deln? Ehe das geschieht, mache mich „lieber wieder zum Raben, oder bringe „mich sogleich ganz um's Leben."

„Aber, Prinz Almoni," wandte ihm die Fee hierauf ein, „wenn Du nun auch „die Prinzessin Florella bekommen könn„test, würden Dich ihre Verse nicht ihr „aufs neue untreu machen?"

„Nimmermehr, große Fee. Ach, „wenn man mehr als zwanzig Jahre bei „voller Vernunft einen Raben vorstellen „muß, so kann man schon zum Nach„denken über Recht und Unrecht, und „Gutes und Böses kommen!" —

„Und dann, Almoni, eben diese

„Jahre! Denkst Du nicht daran, daß „das Mädchen um diese ganze Zeit älter „geworden, und was daraus für ein gro„ßes Mißverhältniß zwischen ihr und Dir „entstanden ist, da Du Deine vorige „Jugend behalten hast? Es scheint mit „Deinem gerühmten Nachdenken immer „noch nicht weit her zu seyn!"

Allein der Prinz beharrte bei seinem Entschlusse, und redete von Ersatz, den er der Prinzessin Florella schuldig wäre, und von dergleichen mehr.

Darauf fragte ihn denn die Fee: ob er sich wirklich einbilden könne, daß Florella um seinetwillen alle andere Partieen ausgeschlagen haben sollte? Und Prinz Almoni gab seufzend zur Antwort, daß ihn die, vielleicht ganz grundfalsche, Stimme, welche er von Zeit zu Zeit, wie aus der Ferne, gehört, in dieser Einbildung bestärkt hätte.

„Die Verse also, und die Jahre woll„test Du an dem Mädchen gern ertragen?" rief Alina, und erhob ihren elfenbeinernen Stab.

„Herzlich gern, große Fee!" antwortete der Prinz.

„Auch die Treue gegen sie niemals ver„letzen?"

„Mein Leben bürge Dir dafür, mäch„tige Fee."

„Nun, so zeige Dich seinen verlan„genden Augen, Florella!" sprach die Fee, schwang ihren Stab dreimal, und bezeichnete dann die Erde damit. Und sogleich entstand eine neue Wolke, aus welcher Florella bald nachher, jugendlich, wie Almoni sie verlassen, heraustrat, und ihm gleich in der ersten Umarmung die Versicherung gab, daß sie von der Versewuth durchaus geheilt wäre.

„Alles Dein Werk, edelste unter den „Feen!" sprach hierauf Almoni. Florella bestätigte es, und beide hörten nicht auf, der Fee zu danken, bis sie sich losriß, um auch ein Wörtchen mit den Andern zu sprechen, welche alle, den König Wolfram und die Königin Alerta ausgenommen, bloß auf sich selber Acht gegeben, und von den andern Vorfällen vielleicht nicht das geringste erfahren hätten, wenn nicht durch die beiden Wolken ein großes und allzu sehenswürdiges Spektakel im Zimmer entstanden wäre.

„Nun," sagte die Fee zu Armiden und Gutherzen, „meine Einwilligung „gebe ich Euch, und ich hoffe, daß Eure „Eltern dasselbe thun werden." Sodann winkte sie dem Brautpaare, das sich ihr zu Füßen geworfen hatte, zum Aufstehen, und ging auf Rosalinen zu. „Du kommst,"

sagte sie ihr, „freilich um Deinen Bräu-
„tigam, meine gute Rosalina; Du siehst
„indessen von selbst ein, daß sich's anders
„nicht wohl thun ließ.“

Rosalina küßte Alinen die Hand, und sagte, daß sie ihrer Bitte nur zuvorgekommen wäre, indem sie sich nichts weiter wünsche, als für immer unverheirathet bleiben zu dürfen.

„Du wirst doch keinen ähnlichen Ent-
„schluß gefaßt haben, Rosalino?“ Mit diesen Worten wandte sich die Fee an den König, und er antwortete, daß er eben jetzt darüber mit seiner Schwester so lange gesprochen hätte. Sie wären auch alle beide darin mit einander übereingekommen, daß sie ein jedes für sich allein leben und sterben wollten.

Aber die Fee verfinsterte ihr Gesicht und sprach zu dem Könige: „Rosalina

„kann das geloben, doch nicht Du. Der
„Thron muß einen Erben haben, damit
„keine Unordnungen im Reiche entstehen.“
Dazu wandte sich Alina wieder von ihm
ab, und ging zu der Prinzessin Dorina.
„Glaube nicht etwa, mein gutes Kind,“
redete sie diese an, „daß Dein stummer
„Liebhaber durch mich seine Sprache wie-
„der erhalten könne. Wenn Du darauf
„gerechnet hast, so bist Du gar sehr im
„Irrthum gewesen. Meinst Du indessen
„auch mit einem Stummen fortkommen
„zu können, wohlan! so wage es. Ich für
„meine Person will Dir in der Sache we-
„der rathen noch abrathen. Nur die
„Anmerkung kann ich nicht unterlassen,
„daß es klüger von Dir gewesen wäre,
„wenn Du damals den Prinzen mit dem
„Schnabel geheirathet hättest. Denn der
„hat ihn nunmehr verloren, wie Du

„siehst; aber dem Stummen, wie gesagt, „dem kann ich nicht von seiner Stumm„heit helfen." Trotz dem aber beharrte Dorina darauf, daß sie den Stummen mit sammt seiner Stummheit heirathen, und recht lieb haben würde. Der König Wolfram wollte ihr dagegen Vorstellungen thun, und das ließ die Fee passiren. Wie die Vorstellungen aber nichts halfen, und er mit einer förmlichen Einwendung kam, da legte sie ihm Stillschweigen auf, und sagte: er möchte ihr, da sie's nun einmal nicht besser haben wolle, immerhin ihren Willen lassen.

„Doch nein," sprach Alina, nachdem sie die Prinzessin Rosalina und den König Rosalino ein Weilchen betrachtet hatte, „ich kann es nicht länger mit ansehen, daß „Ihr neben den Frölichen in Gram versenkt „dasteht. Du, Rosalino, hast auch Dei-

„ne Voreiligkeit nunmehr genug gebüßt. „Höre daher jetzt, daß die einzige, welche „Dich liebte, als Du noch einen Schna„bel hattest, nicht Deine Schwester, son„dern meine Tochter ist. Du erinnerst „Dich, Königin Alerta, eines Rauches, „der sogleich nach ihrer Geburt Dein „Zimmer verfinsterte. Damals glaubtest „Du, der Rabe sey Schuld daran. Doch „ich war es ganz allein; ich nahm Deine „Tochter, dieselbe Armida, die Du heute „wieder erhältst, mit mir, und brachte „dafür mein eben so neugebornes Kind bei „Dir vor der Frau Dunkelherz in Sicher„heit. Hast Du nichts gegen den Prinzen „Gutherz und meine Tochter einzuwenden, „Königin Alerta, so gieb Deinen Willen „in das Glück Deiner Kinder."

Und die Königin Alerta bedachte sich keinen Augenblick, sondern that recht frö-

lich und freundlich, was die Fee von ihr verlangt hatte, und Rosalino schloß bald seine Schwester Armida, bald seine Geliebte aufs zärtlichste in die Arme.

Ein neues Wunder ging jetzt über Rosalinen auf. Die frohen Blicke, mit denen ihr Bräutigam sie ansah, warfen auf ihr schönes Gesicht, das zeither den weißen Rosen ähnlich gwesen war, den Glanz eines himmlischen Feuers, und entzündeten in ihren Augen eine Schönheit, welche ihr bis dahin in der sanften Miene gleichsam geschlummert hatte. Und es drang etwas so Göttliches aus Rosalinen hervor, und etwas, das alle Anwesende dermaßen bezauberte, daß selbst die drei andern überaus glücklichen Paare in das Anschauen dieser Prinzessin hingerissen wurden, und einige Minuten lang davor gar nicht an ihr eignes Glück denken konnten.

„So wird meine Tochter von nun an „immer erscheinen, Rosalino," sagte die Fee, welche sich an der allgemeinen Bewunderung ergetzt hatte. „Bis dahin „unterdrückte ich nur die Pracht ihrer „Reize, damit sie ihre Herkunft nicht ver„rathen, oder Ursache seyn möchte, daß „irgend ein Andrer, davon geblendet, „Versuche machte, sie Dir zu entreißen, „die, so fruchtlos sie auch hätten seyn mö„gen, dem armen Mädchen doch, unver„schuldet, unruhige Tage zugezogen haben „würden. Indem ich Dir aber ein ge„wünschtes Kleinod verehre, mein lieber „Rosalino, bin ich genöthiget, Dir ein „andres zu entziehen. Ich rede von Dei„ner Krone. Weder Rosalinen, wie das „Volk erst wollte, noch Dir, wie es jetzt „glaubt, ist sie vorbehalten. Almoni „heißt der Mann, dem der Thron dieses

„Landes bestimmt ist; liefre ihm daher
„Deine Krone und Deinen Szepter aus.
„Als Rabe lag bereits die Ahndung in
„ihm, daß der Szepter dieses Landes sein
„werden würde; daher ich mich schon ein=
„mal selber in's Mittel schlagen mußte,
„wie er solchen dem verstorbenen Könige
„Schläfrig vorenthalten wollte. Nicht
„umsonst hat er so lange Zeit hier auf dem
„Fenster gesessen. Denn er hat von hier
„aus manches gehört und gesehen, was
„ihn zur Herrschaft über dieses Volk vor
„allen andern fähig macht. Sein Vater
„besaß selbst ein Königreich, welches aber
„seinem jüngern Bruder beschieden war,
„der es auch bereits mit großer Weisheit
„verwaltet. Thue daher, Rosalino, wie
„ich gesagt habe." Und unverzüglich trat
dieser seine Krone und seinen Szepter an
den Prinzen Almoni ab.

Der Vater des Prinzen Gutherz und Florella's Vater, welche die Fee herbeschieden hatte, erschienen jetzt, und weigerten den Verfügungen der Fee ihre Zustimmung keinen Augenblick. Nur der alte König Wolfram, dessen Tochter einen Stummen zum Gatten bekam, saß betrübt in einem Winkel, und die Königin Alerta seufzte dann und wann, wenn sie bedachte, daß sie keinen Wittwensitz hätte. Denn ihr Sohn, meinte sie, der kein Königreich besäße, müßte nunmehr vielleicht mit der Fee Alina in den Lüften herumfliegen, und das könnte der junge Mensch auch leicht thun, doch für ihre Jahre wären solche Dinge kein Zeitvertreib mehr. Ihre Tochter Armida kenne sie auch weiter nicht. Kurzum, sie wäre in großer Verlegenheit.

Der häßliche Murkulf gab sich hierauf von außen zu erkennen, und er, und Va-

riola, und die vierzehn Stummen wurden herein gelassen. Variola bat fußfällig um ihr Leben, und die Fee sagte: „Dein Le„ben soll Dir gelassen werden. Doch ist „es nöthig, daß Du der Königin Alerta „einen Kuß auf den Mund, einen auf „jeden Backen, einen auf die Stirn, einen „auf die Nase, und einen auf jedes Auge „giebst.“

„Wie!“ sprach Alina zornig, als Variola zurückschauderte, „Du und Deine „Mutter, Ihr seyd an ihrer Häßlichkeit „Schuld, und Du wolltest Dich bedenken, „Dein Unrecht gut zu machen? Sogleich „thue es, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

Langsam ging hierauf Variola zu der Königin hin und küßte sie, wie die Fee ihr befohlen hatte. Und mit dem letzten Kusse verschwand auch alle unnatürliche Häßlichkeit aus Alerta's Gesichte, welches ganz

die Züge einer wohlgebildeten Matrone annahm. Das Häßliche davon fiel zur Strafe auf Variolen.

Die Fee befahl ihr hierauf, einem jeden der funfzehn Stummen drei Küsse auf den Mund zu geben. Variola wählte zuerst den Bräutigam der Prinzessin Dorina, und von ihm ging sie zu den andern, welche noch am leidlichsten aussahen. So häßlich aber sie selber auch nunmehr war, so seufzte sie doch bei dem sechsten oder siebenten schon gewaltig; und wie sie bloß fünfe noch abzufertigen hatte, fiel sie der Fee zu Füßen, und bat inständig, daß sie nur diese erschrecklichen Menschen nicht küssen dürfte. „Jeden drei Mal!" antwortete die unerbittliche Alina.

Als nun auch diese fünf und vierzig Küsse richtig abgetragen waren, sagte Alina zu dem stummen Prinzen: „Was ich nicht

„zu thun vermochte, hatte das Schicksal, „das über uns allen waltet, dieser Unwürdigen vorbehalten. Nun kannst Du „dem Vater Deiner Braut mit Deinem „eignen Munde Trost einsprechen.“

Und der stumme Prinz hatte seine Sprache vollkommen wieder. Die vierzehn andern Stummen hatten sie ebenfalls wieder, und es gab so viel Danksagungen und häßliche Stimmen durcheinander, daß die Fee sich kaum davor retten konnte, und kein Mensch vielleicht den ganzen langen Tag sein eignes Wort würde haben hören können, wenn Alina nicht schleunige Maaßregeln zur Ruhe genommen hätte. „Du, „Murkulf,“ sagte sie, „bringst in dem „vorigen Fuhrwerke die vierzehn sogleich „in den schwarzen Thurm, und Variolen „dazu. Sie ist ausersehen, diese Leute „bis an ihren Tod zu warten und zu pfle-

„gen. Dein Kopf, Murkulf, haftet mir „für Variolen und ihre Schuldigkeit. Züch„tige sie, sobald sie solche unterläßt.“

Variola wollte dagegen eine Bitte wagen, allein die Sprache ging ihr gänzlich ab; sie hatte sich in den letzten fünf und vierzig Küssen die Stummheit aller der funfzehn auf den Hals geladen. Alina winkte, und Murkulf führte sie und die vierzehn Männer hinweg.

Der ganze Hof wurde hierauf wieder hereingelassen, und ihm verkündigt, daß große Dinge in der kurzen Zeit vor sich gegangen wären. Der Rabe wäre nämlich von dem Fenster auf ewige Zeiten weggebannt worden, und das Reich hätte in dem Prinzen Almoni und in der Prinzessin Florella einen neuen König und eine neue Königin bekommen.

Der Hof sah auf diese Nachricht den

König Rosalino forschend und lächelnd an, als ob es vielleicht nur ein Spaß wäre, daß der fremde Mensch, den niemand kannte, die Krone auf dem Kopfe und den Szepter in der Hand hatte. Wie jedoch Rosalino die Sache ganz ernsthaft unterstützte, so säumte der Hof keinen Augenblick länger, sondern stürzte sogleich auf die Kniee, um dem neuen Könige zu huldigen.

Das Volk in der Stadt aber, und die Reichsstände, die sich auch just beisammen befanden, zeigten sich schon um vieles schwieriger. Denn als die Fee auf den Balkon heraustrat, und sagte, daß sie erwogen hätte, wie wenig rathsam es wäre, dem Lande einen König zu lassen, den es irgend einmal schon ausgelacht, ja sogar vertrieben gehabt, und daß sie deshalb, mit Einwilligung Rosalino's, dem König Al-

moni den Thron verliehen hätte, so fragte man sich allgemein, wer denn dieser Almoni wäre, und wer denn dieser Frau das Recht zu solchen Dingen gäbe? und fing schon an ziemlich zu murren. Kaum aber hatte die Fee eine Gewitterwolke herbeigezaubert, und es ein paar Mal über den Köpfen der Leute recht tüchtig hin und her donnern und blitzen lassen, so waren sie auch vollkommen beruhigt und mit dem neuen Könige gänzlich zufrieden. Denn der Platzregen, den die Fee hinterher noch herabfallen ließ, sollte ihnen bloß die Köpfe wegen ihrer voreiligen Meinung noch ein Bischen waschen.

Als nun dieses abgethan war, und der Hof einen neuen Wink zum Abtreten befolgt hatte, sagte Alina zu ihrer Tochter: „Du bist die Erbin meines Reichs, und „führst auch, wenn Du willst, schon bei

„meinen Lebzeiten die unsichtbare Obhut
„über alle die Throne, deren Könige Du
„hier siehst. Ein neuer Stern wird von
„dem Tage Deiner Vermählung an über
„ihnen aufgehen: so besagen es meine ehr-
„würdigen Bücher."

Den beiden alten Königen, Wolfram, und dem Vater des Prinzen Gutherz, gab die Fee hierauf heimlich unter den Fuß, daß sie, des kränklichen Wesens wegen, das sie an sich hätten, ihre Reiche ihren Nachfolgern von nun an überlassen möchten; und nach einem kurzen Bedenken willigten sie auch darein.

Die Könige Gutherz und Almoni erhielten sodann prächtige Szepter von Alinen, welche für Anfänger in der Regierungskunst ganz vorzüglich brauchbar seyn mochten, weil sie gleichsam von selber re-

zierten. Dem stumm gewesenen Prinzen gab sie dagegen ein gewaltiges Schwert. Die drei andern Könige unterstützten diesen mit streitbaren Männern, und er brannte vor Begierde, sich sein Königreich zu erobern.

Was fremd war, reisete nun davon.

Immer noch darüber unruhig, ob Rosalino's neues Reich auch wirklich eins seyn möchte, wie andre ehrliche Könige sie hatten, trennte sich die Königin Alerta von Armiden, weil Alina ihr in des Sohnes Lande den Wittwensitz angewiesen. Alerta begleitete daher die Fee und das junge Paar. Ihre Unruhe verlor sich beim Eintritt in das neue Reich auf einmal. Denn über den Huldigungen, womit die Leute dem Königspaare und der Fee entgegen kamen, wurde auch sie nicht vergessen,

und das herzliche Willkommen, das sie empfing, breitete eine heitre Aussicht auf ihr künftiges Leben vor ihr hin.

Mit der größten Feierlichkeit sprach die Fee in der ersten Stunde am Tage der Vermählung: „In diesem Augenblicke hat „Dunkelherz in ihrem Graben den Geist „aufgegeben, und jeder bösartige Zauber „flüchtet sich aus diesen Reichen, oder „muß mit seinem Urheber sterben, wie „sie.“ Sodann blickte sie mit Freudenthränen den vormaligen Schnabel des Königs an, den sie, seit er ihn verloren, zu einer harten Masse gesotten hatte, hängte ihn an einer Schnur von Edelsteinen in seinem Thronhimmel auf, und sagte dabei zu ihren Kindern: „So lange die Könige „dieses Landes wohl regieren, und dieser „Schnabel unverletzt hier seinen Platz ha-

„ben wird, so lange kann auch das Volk
„seines Glückes nicht verlustig gehen."

König Rosalino schüttelte über diese Sonderbarkeit den Kopf, und erkundigte sich, wie denn so ein Schnabel mit dem Glück eines Reiches zusammenhängen könne?

Da antwortete aber die Fee mit etwas verfinsterter Miene: „Haben Dich Deine
„Erfahrungen noch nicht gelehrt, daß das
„Glück ein launenhaftes Kind ist, und
„nicht immer weiß, warum es dieses und
„jenes will? Mir ward die Kraft verlie-
„hen, seine Launen auszuklügeln, ein Vor-
„recht von tausend Mal größerm Werth,
„als die Künste, welche ich außerdem noch
„besitze. Hier im Reiche will das Glück
„nun einmal ohne den Schnabel über dem
„Throne nicht verweilen. Doch darf es

„bei dem bloßen Schnabel ebenfalls nicht
„bleiben, sobald der König dieses Land
„übel verwaltet."

Das Gesicht der Fee erheiterte sich nunmehr wieder, und sie fuhr fort, indem sie dem Könige einen herrlich funkelnden Szepter gab, an dessen Spitze ein Spiegel angebracht war: „Um Dir die gute Verwaltung des Reiches zu erleichtern, ist
„dieses Werkzeug bestimmt. Bei jedem
„Entschlusse, der auf das Wohl des Landes einigen Einfluß haben kann, halte
„den Spiegel Deinem Gesichte gegen über,
„und die Ruhe oder Unruhe, welche er
„Dir auf demselben zeigt, gelte Dir für
„einen Wink, das Vorhaben auszuführen,
„oder es zu unterlassen."

Der König dankte hierauf Alinen, und versprach, die Winke des Spiegels nicht

außer Acht zu lassen. Sodann bestellte er hundert Schnabelhüter, die mit ihren Köpfen dafür haften mußten, daß der Schnabel im Thronhimmel nicht im geringsten berührt würde; und das Volk, welches natürlicher Weise von dieser Verfügung hörte, bekam dadurch einen solchen Respekt vor dem Schnabel, daß er fast höher von ihm geachtet wurde, als das hochverehrte Königspaar selber.

Von den übrigen Ländern, die unter Alinens Obhut standen, liefen die glücklichsten Nachrichten ein. König Almoni und Königin Florella wurden von ihren Unterthanen so innig geliebt, als König Gutherz und Königin Armida. Nicht lange, so hörte man auch von dem stumm gewesenen Zelidor und Dorinen die angenehmsten Zeitungen. Zelidor hatte näm-

lich sein Reich in der äußersten Verwirrung angetroffen. Obgleich das Zaubernetz nicht mehr dort war, so hatte es doch bereits dermaßen gewirkt, daß das Unglück von selbst immer höher steigen mußte. Ein Haufen herrschsüchtiger Leute hatte dem Lande den Namen Republik gegeben, und es unter einander getheilt. Weil aber ein Jeder von ihnen unrechtmäßiger Weise die Einkünfte des rechtmäßigen Königs haben wollte, so bekriegten sie sich selber, und brachten das Volk zur bittersten Reue über das Unrecht, das es dem vorigen König angethan hatte. Kaum erschien dieser daher vor den Thoren, als die meisten zu den Fahnen desjenigen liefen, den er ihnen als ihren neuen König vorstellte. Nur was König Zelidors Gnade verschmähte, kam unter seinem Schwerte um. Die

übrigen alle blieben am Leben, um seinen Thron unterstützen zu helfen, und an dem Glücke Antheil zu nehmen, das von demselben ausging. Und in dem Scheine des gelben Schnabels gedieh alles, was unter der Obhut Alinens stand, so außerordentlich, daß man diesen Reichen, vor allen andern, welche es damals gab, den Namen der glücklichen beilegte.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulze, Friedrich August,

Prinz Gelbschnabel e. Mährchen aus Gottliebs Papieren

Berlin 1802

Coburg, Landesbibliothek -- D III 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941416-9